



**Die abgeklärte Heiterkeit der weißhaarigen Greise mit dem milden Blick ist für mich ebensowenig überzeugend wie die Sanftmut der kastrierten Kater.**



Romain Gary

## Tschüß Sommer!

Wenn der Spätsommer in den frühen Herbst übergeht, kommt eine wahrhaft goldene Zeit. Nicht nur in der Natur, die uns das rot-goldene Farbspiel in vielen Schattierungen vorführt. Milde Tage lassen goldene Früchte reifen, Äpfel und Wein warten darauf, gelesen und vielleicht veredelt zu werden. (In diesem Jahr ist vieles aber schon einige Wochen früher geerntet worden als sonst – der heiße und trockene Sommer hat es wohl gut gemeint, aber schlicht übertrieben!)

Auch im goldenen Schimmer vor dem Kamin oder im Schein flackernder Kerzen findet nun eine Lese statt. Stürme, Mond und Gestirne rufen nicht nur Assoziationen wach, sie sind auch gern genommene Ausstattungsdetails so mancher Romane. Wir haben uns auf die Lesezeit vorbereitet und stellen Ihnen gleich neun Bücher vor. Sie können den heißen Sommer noch einmal mit Kat Gordon oder Patrick Modiano heraufbeschwören oder – gehören Klassiker nicht an den Kamin? – sich mit Henry James vergnügen.

Paul Bokühß durchforstet den Weinkeller nach den Jahrgängen vergangener Lesen zu den passenden Speisen (oder umgekehrt?), wir tun es ihm nach und durchforsten die Jahrgänge alter Bücher. Dabei treffen wir uns hin und wieder, wie bei »Bowlen und Pünsche«, einem ganz besonderen Heftchen, weshalb es diese Ausgabe auch eröffnen darf.

Doch die Musik soll nicht zu kurz kommen. Wir waren in der Oper und im Theater, haben Klavierabende besucht (oder versucht, sie zu besuchen) und sind beim Jungen Musikpodium im *Veneto* gewesen – einen Bericht zu diesem ganz besonderen Ausflug finden Sie ebenfalls im Heft.

Und während Sie, liebe Leserinnen und liebe Leser, in unseren Blättern blättern, sind wir schon wieder unterwegs – gleich jetzt beim Heinrich Schütz Musikfest, danach sind wir bei »Moses und Aron« – wer weiß, vielleicht treffen wir uns hier oder da?

Und falls Sie überlegen, welcher der beste Platz im Theater ist, so lesen Sie unsere neue Kurzgeschichte ab Seite 6.

Wir wünschen Ihnen eine vergnügliche Zeit und einen frohen Herbst. Und, lieber Sommer: kannst Du im nächsten Jahr bitte Deine kleine Schwester schicken?

Viel Freude wünscht Ihr

*Wolfgang Ansellin*



Das Junge Musikpodium Dresden-Venice in der Villa Emo (Fanzolo di Vedelago)  
Photo: NMB

# Inhalt / Kulinaria 1:

INHALT					
Editorial	1	Veneto: Villa Emo	22	Opernprojekt: Szene 12 Dresden mit »Don Giovanni«	40
Kulinaria 1: Paul Bokühß und der Punsch	2	Lyrik: Marceline Desbordes-Valmore	23	Neuerscheinung: Odafe Atogun »Das Geheimnis des Glücks«	41
Kulinaria 2: Paul Bokühß' Gartentheorie	5	Zwei Neuerscheinungen: Patrick Modiano	25	Pianomania	42
Kurzgeschichte »Ohne Oboe in der ersten Reihe«	6	Gastbeitrag Wagner-Verband Dresden: Wagners Erbe lebt	27	Veneto: Asolo	44
Veneto: Villa Godi Malinverni	10	Lyrik: Henry Wadsworth Longfellow	30	Lyrik: Lord Byron	45
Lyrik: Lulu von Strauss-Torney	11	Veneto: Villa Emo	31	Neuerscheinung: Jan Jacobs Mulder »Joseph, der schwarze Mozart«	46
Neuerscheinung: Kat Gordon »Kenia Valley«	14	Neuerscheinung: Beka Adamaschvili »Bestseller«	32	Ausblick: Heinrich Schütz Musikfest	47
Bayreuther Festspiele: »Lohengrin«	15	Theaterruine: Aristophanes »Lysistrata«	33	Buchtip extra: »Don Ottos wunderbarer Plattenladen«	48
Lyrik: Roberto Lupo	16	Lesetip: Romain Gary »Frühes Versprechen«	34	Letzte Worte	48
Veneto: Villa Godi Malinverni	17	Junges Musikpodium Venedig	36	Impressum	48
Lesetip: Erzählungen von Henry James	20	Neuerscheinung: Claire-Louise Bennett »Teich«	39		
Rückblick: Moritzburg Festival	21				

## Freude und Rausch

### Anmerkungen eines pazifistischen Genießers

Was sich kürzlich zutrug: Redaktionssitzung. Ein ganz normaler Freitag: Paolo Giovanni Paukenwirbel entstaubte die Fabergé-Eier, ich öffnete eine Flasche Mouton-Rothschild 1963... Plötzlich begann Nelli Pohl zu kichern. Sie hatte einen Newsletter bekommen vom ZVAB, dem Zentralen Netzwerk Antiquarischer Bücher. Dieses berichtete im Juli von den zehn kostbarsten Verkäufen des letzten Quartales. Das waren unter anderem die signierte Sammlung »Lapidari« mit Radierungen und Aquatintas Joan Mirós (9.010,- €, Platz 1), ein Erstdruck Johann Wolfgang von Goethes »Faust« (4.605,- €, Platz 3), eine Klavierfassung von Wolfgang Amadé Mozarts Zauberflöte (3.400,- €, Platz 7) sowie eine Erstaussgabe Hugo von Hofmannsthal's »Der Kaiser und die Hexe« (für ebenfalls 3.400,- €).

Und auf Platz 10, für sage und schreibe dreitausenddreihundert

Euro: »Bowlen und Pünsche« – Surprise! Es handelt sich um ein Rezeptbüchlein der Feldartillerie-Schießschule (!) zu Jüterbog, welches sehr kostbar ist, wenn es sich um ein gut erhaltenes Exemplar handelt. Ramponierte Ausgaben sowie Nachauflagen gibt es deutlich billiger. In der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek (SLUB) kann man es original ausleihen oder im pdf-Format bekommen. Selbstverständlich konnte es nur einen geben, der qualifiziert und erfahren genug wäre, das Büchlein unter die Lupe zu nehmen – mich, Paul Bokühß!

Wie ich anlässlich meiner Recherche feststellte, erschien zum Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts eine Vielzahl solcher und ähnlicher Werke, fast möchte man meinen, sie waren *en vogue*. Bon – aber aus welchem Grund? Gehörten die *Belle Époque* und der bunte Rausch einer Bowle mit Südfrüchten zusammen wie Yin und Yang oder Kain und Abel? Ein Blick in die ersten Seiten des oben genannten Büchleins belehrt uns eines

Besseren. Zunächst einmal lautet der Titel im Ganzen, also nebst Untertitel und Zusätzen: »Bowlen und Pünsche zum Manöver- und Feldgebrauch der deutschen Armee. Ein Rezeptbüchlein zur Bereitung von allerlei stärkenden Getränken, gesammelt aus den Kursen der Feldartillerie-Schießschule zu Jüterbog. Mit Anhang gastronomischen Inhalts«. Es ist also klar, daß es um eine ernsthafte Sache geht, quasi um die Einhaltung von Dienstpflichten. Und nicht nur das – das Buch entsprang ganz offensichtlich der Fürsorgepflicht der Obrigkeit, denn die Autoren führen in ihrer Einleitung wie folgt aus:

*»Wie die Krankenstatistik aller Truppenteile nachgewiesen hat, haben sich seit der Einführung des rauchschwachen Pulvers die Erkrankungen an Lebercirrhose und Pernionen [Frostbeulen, Anmerkung der Redaktion] bedeutend vermehrt, und auffällig scheint der Umstand, daß die in der Nähe des Rheines garnisonierten Regimenter besonders an Pernionen im Winter zu leiden scheinen, während Lebercirrhose*

# Bowlen und Pünsche

*vornehmlich im Osten des Reiches gelegentlich der Manöver aufzutreten pflegt. [...] Mehrere Herren der Feldartillerie-Schießschule haben diese Erscheinungen einer eingehenden Untersuchung unterworfen und sind dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß beide Krankheitsbilder auf die gleiche Ursache, auf die Wirkung der Gase des Röhrenpulvers, zurückzuführen sind. Während die unvollständige Verbrennung des Schwarzpulvers aus dem Salpeter überschüssigen Sauerstoff frei werden ließ, der durch die Lunge dem Blutkreislauf zugeführt die Körpertemperatur erhöhend vor Pernionen schützte, ergibt die jetzige [also um 1900, Anmerkung der Redaktion] Zusammensetzung unseres Treibmittels einen solchen Ueberschuß nicht. Die Lebercirrhose der Ostpartei hingegen ist auf den eintrocknenden Einfluß der Pulvergase erst sekundär zurückzuführen. Das vermehrte Durstgefühl nach dem Schießen würde durch den innerlichen Gebrauch leichten guten Moselweines leicht behoben sein ; leider findet sich solcher in den östlichen Himmelsstrichen selten, und die minderwertigen Surrogate sind, in erhöhter Menge genossen, die unmittelbare Ursache der Lebercirrhose.«*

Damit wissen wir nun auch: noch früher als früher hat es nicht nur ordentlich »bumm!« gemacht, das Totschießen war damals auch gesünder. Die oben zitierte Darlegung ist stichhaltig, zwingend und läßt keinen Zweifel zu.

Es käme auch niemand auf die Idee, ein moselansässiger Weinbauer wäre am Text beteiligt gewesen. In seiner durch nichts zu erschütternden Folgerichtigkeit gibt das Buch schließlich medizinische Maßnahmen vor:

*»Da wir aus leicht begreiflichen Gründen die Ursache des Uebels (das Röhrenpulver [wichtig: immer auf den eigentlich Schuldigen hinweisen, sonst denkt am Ende noch jemand, der Alkohol wäre schuld an der Lebercirrhose, Anmerkung der Redaktion]) nicht beseitigen können, so muß uns daran liegen, die Wirkung durch geeignete Mittel zu paralisieren [...]:*

- a) für die Westpartei (Krankheitsbild: Pernionen im Winter): Beschaffung von Mitteln zur Erhöhung der Körpertemperatur ;
- b) für die Ostpartei (Lebercirrhose während der Manöver): Beschaffung von durststillenden gut bekömmlichen Sommergetränken.«

Ganz nebenbei erfahren wir also: Frostbeulen im Sommer kommen (zumindest pulverbedingt) nicht vor, ebenso ist die Lebercirrhose – entgegen der landläufigen Meinung – ein temporärer Zustand und tritt nur bei Manövern auf.

Nun, man könnte angesichts der »eingehenden Untersuchung mehrerer Herren« an Charles Dickens denken (»jaja, in kühlen Augustnächten...« wirft Nelli Pohl ein), aber wir wollen die

Ernsthaftigkeit und Genauigkeit der damaligen Untersuchung nicht im nachhinein anzweifeln, das wäre besserwisserisch. Beschränken wir uns also auf eine kulinarische Bewertung:



Abendgesellschaft bei Wilkins Micawber, Illustration von John Leech zu Charles Dickens »David Copperfield«, Inselverlag, ca. 1920, Photo: NMB

Besieht man sich die Rezepte näher, so ist festzustellen, daß die Autoren – zumindest vordergründig – durchaus das Wohl der Artilleristen und ihre Einsatzfähigkeit im Auge hatten. Viele der Getränke haben nicht nur eine gesundheitsförderliche Wirkung, sondern sind offensichtlich allein dazu – und nicht zum Genuß oder Vergnügen! – erfunden worden. So stärkt zum Beispiel ein »Pommerscher Umtrunk« aus einem leichten Rotwein sowie Sekt und dem Zusatz einer »Essenz aus einer grünen Pommerschen Pomeranze« (bitte keine orange Abessinische Apfelsine!) Leber, Herz und Nieren, weshalb er »dem sonst üblichen Leberthran vorzuziehen« ist. [In der Tat enthält das Buch kein einziges Rezept mit Lebertran, Anmerkung der Redaktion.] Weiterhin gibt es einen aus Wein, Tee, Zimt und Zucker zubereiteten »Manöverglühwein«. Dieser ist jedoch nur für die Probe ge-

dacht und nicht für den Ernstfall, sonst hieße er ja »Feldglühwein«.

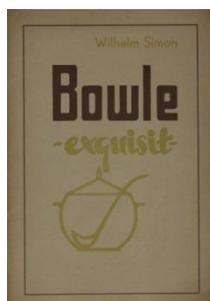
Erstaunlicherweise wird in den Rezepten gleichermaßen Rhein- wie Moselwein empfohlen (neben gelegentlich auftauchenden Sorten wie Bordeaux und anderem), was die oben nicht getroffene Vermutung, ein Weinbauer der Mosel wäre am Werk beteiligt, widerlegt hätte [wie gut, daß das keiner gedacht hat, es wäre so].

Etwas Sorge bereiten mir allerdings Rezepte, die eine Zugabe von Champagner (!) vorsehen. Bei allem Wohlwollen: in eine Bowle gehören durchaus nur gute Zutaten, also sicherlich auch einmal ein hochwertiger Sekt (oder Crémant) – aber Champagner! Es gab sogar Abteilungen wie das Brandenburgische Dragonerregiment, das einen heißen Punsch (!!!) mit Champagner anrichtete. Das offenbart meiner Meinung nach die Abgründe einer Barbarei – ich distanciere mich hiermit von solcherlei »Auswüchsen« in Theorie und Praxis und möchte im Ernstfall *nicht* vom Brandenburgischen Dragonerregiment verteidigt werden!

Ohne Ablehnung, aber mit einem Zweifel behaftet erscheinen mir die »ungewaschenen Erdbeeren« eines Rezeptes. Mit Wohlwollen habe ich dagegen die verschiedenen Ausführungen zu Varianten einer Maibowle gelesen und werde zu gegebenem Anlaß (und nach hinreichender

Prüfung) darauf zurückkommen. Den Rezepten haben die Autoren übrigens sieben kluge Grundregeln vorangestellt (wie, keinen schweren Wein zu verwenden). Unter anderem sollen die Gläser von Damen immer nur halbvoll geschenkt werden. Jedoch nicht, weil das »schwache Geschlecht« weniger vertrüge, sondern damit es »*sich stets am frischen Stoff ergötzen kann*«. Merke: Artilleristen waren damals noch Kavaliere.

Soweit zum Büchlein aus Jüterbog. (In Jüterbog wurde Wilhelm Kempff geboren, sagt Paolo Giovanni Paukenwirbel. Damit hat er zweifellos recht, nur gehört es nicht zum Kontext dieses Artikels.)



»Bowlen und Pünsche« (Fronttitel) von der Feldartillerie-Schießschule und »Bowlen exquisit« (FDJ-Kreisleitung Nauen), Abbildungen: Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden / NMB

Gute achtzig Jahre nach Erscheinen von »Bowlen und Pünsche« hat der FDJ-Kreisverband im knapp 100 km entfernten Nauen das Heftchen »Bowle exquisit«

herausgegeben. Dieses befremdet schon im Ansatz (sic!). Erschütternd fand ich die Zahlen des Prokopfverbrauches in den achtziger Jahren der DDR: 135 l Bier, 9,0 l Spirituosen (!), 8,0 l Wein und Schaumwein sowie knapp 100 l Milch (jeweils pro Jahr)\* offenbaren eine meiner Meinung nach unverhältnismäßige Unverhältnismäßigkeit. Gleichzeitig äußerte sich der Autor sehr undifferenziert zur Sache: »*Aber wir sind gegen Säufer, Alkoholiker, weil sie meistens randalieren, weil sie die Familie, die Gesellschaft, ihren Beruf, und schließlich sich selbst zerstören.*« Daß Alkoholismus eine Krankheit ist, schien ihm nicht bewußt zu sein, und solche Äußerungen in der Publikation einer Jugendorganisation zu lesen (unabhängig von deren politischer Ausrichtung), bar jeder wirklichen Bezugnahme auf Gesellschaft und Verantwortung, erscheint mir nicht angemessen. Und nicht nur das: eine »schnelle Holunderbowle«, die zu gleichen Teilen aus schwerem Rotwein (Verstoß gegen die betreffende Regel beider Werke!), Holundersaft und schwarzem Tee besteht sowie etwas Saft von schwarzen Johannisbeeren, ist nach Auffassung des Verfassers (bzw. der FDJ-Kreisleitung) »auch für große Kinder« geeignet – das sehe ich anders!

\* *Derzeit betragen die gesamtdeutschen Werte (pro Jahr) ca. 101 l Bier, 5,4 l Spirituosen, 25 l Wein und Schaumwein (Angaben dem Statistikportal [de.statista.com](http://de.statista.com) entnommen). Zum Vergleich: die Schweizerische Weinzeitung »Das Journal« veröffentlichte in ihrer Ausgabe Juli / August 2014 für Frankreich einen Prokopfverbrauch von 47,7 l Wein.*

Weiterhin traktiert der Autor seine Leser mit 24 »Tips«, die neben mancher enthaltenen Redundanz zunächst durchaus löslich scheinen. Zum Beispiel Nr. 6: »Es ist leider eine weit verbreitete Unsitte, mit Prima-Spirit oder Spirituosen die Bowlen schwerer zu machen«. Nur ist es aber so, daß in den folgenden Rezepten 20 von 33 Bowlen mit

Schnaps (meist Arak) angesetzt werden, das sind 61 Prozent! Zum Vergleich: bei den Artilleristen gab es dies nur in Ausnahmefällen, den Blüten-, Gurken- und Selleriebowlen. In keinem Fall wurden dort Früchtebowlen Schnaps, Likör oder ähnliches hinzugefügt. Fazit: bei der FDJ war jeder Bowlenabend schneller beendet – kein Wunder, daß sie im Signet eine untergehende Sonne zeigt!

Die Rezepte für den Feld- und Manövergebrauch scheinen also nicht nur alltagstauglicher, sondern auch salonfähiger. Irgendwie ist die Lektüre dieses kostbaren Kleinodes erquicklicher und hat mehr mit Genuß und Freude als mit Trunk zu tun. Vermutlich lag ein Ansinnen der Herausgeber darin, sich mit dem Feind zu verbrüdern und dies ohne Blutvergießen angemessen zu feiern.

Übrigens: die Bücher der SLUB zum Thema Bowlen und Pünsche zwischen etwa 1870 und 1930 dürfen (mit einer Ausnahme) nur im Haus oder sogar ausschließlich im Sonderlesesaal genutzt werden. Offenbar möchte man verhindern, daß die Ausgaben

»außer Haus« Bowlenflecke oder Brandränder vom Schießpulver bekommen. Das FDJ-Heftchen hat es dagegen gar nicht bis in den Bestand der Bibliothek geschafft.

### Globalisierte Marmelade

#### Exotik in der Regionalküche

Kürzlich war das geliebte Patenkind wieder bei mir zu Gast, und ich überlegte, ob und was ich denn kochen wollte zum Abendbrot – der Wortbestandteil »brot« deutet ja eigentlich an, daß es Kaltes gibt und nicht unbedingt gekocht werden muß. Aber wenn das geliebte Patenkind...



Bitte einmal Nuudeln!, Photo: NMB, © Heike Großmann

*Ragout fin* ist da ein guter Mittelweg. Viele Kinder mögen es, der Aufwand hält sich in Grenzen und es ist eine kleine Mahlzeit (bzw. Vorspeise), weshalb es gut zum Abendbrot paßt. Der Einfachheit halber wollte ich es mit einem Fertigprodukt versuchen und ging in meine Kaufhalle, die zwei Varianten anbot: »Sächsisches« und »Harzer« *Ragout fin*. Nun ist *ragoût fin* etwas ursprünglich Französisches und heißt soviel wie »feines Ragout«,

wobei es sich bei »Ragout« (von *ragoûter*, [wieder] Appetit machen / den Gaumen reizen – also eine Vorspeise) schon um kleingeschnittenes und geschmortes Fleisch handelt – *Ragout fin* wird mit Kalbfleisch zubereitet *naturelement!* Zumindest bis das Ragout nach Sachsen und in den Harz kam – da landete schnödes Hühnchen im Kochtopf. HÜHNCHEN! – unglaublich!

Das leichte, feine Ragout fin wird oft mit Zitrone gewürzt oder mit einer etwas scharfen Sauce: Worcestersauce. Mit dem konkreten Hinweis auf Worcester als Ursprungsort der Sauce, einem urenglischen Ort in der Grafschaft Worcestershire (wo sonst?), könnten sich nun Frankreich und England die Hand reichen und glücklich vereinen, doch auch hier: Pustekuchen! Denn die scheinbar urenglische Worcestersauce im Küchenschrank des Herausgebers ist laut Flaschenaufdruck »Dresdner Art«! Bei näherer Betrachtung stellte ich fest, daß die »Dresdner« Worcestersauce mit der originalen zumindest verwandt ist. Allerdings enthält sie kein Chili, dafür Zutaten wie Apfelgelee oder Dessertwein, was sie milder macht. Ich möchte einmal sehen, was die Dresdner sagen, wenn auf der abtrünnigen Insel jemand »Dresdner Christstollen, Worcester Art« backen wollte (ohne Rosinen, aber mit Chili)!

...so verließ ich zornschnaubend die Kaufhalle mit den Regionalfälschungen und Pseudodeklarie-

rungen und ging in eine andere. Und was sehe ich? Französische Konfitüre der Geschmacksrichtung Erdbeer-Quitte. Noch so ein Unfug! Was haben denn bitte Erdbeeren mit Quitten zu tun? Die einen sind Früchte des Frühlings, die anderen gehören in den Herbst. Nach meiner – Paul Bokühß'! – GARTENTHEORIE, lassen sich Früchte, die zur gleichen Zeit im gleichen Garten reifen, harmonisch kombinieren. Überspringt man die Zeiten oder die Gartenmauern, kann das gutgehen, ist aber ein Wagnis und fällt oft unharmonisch aus. (Es stellt sich die Frage, was schlimmer ist: Harmonielosigkeit oder Humorlosigkeit.) Es schmeckt lediglich »anders«, geht in der Regel aber schief. Hüten Sie sich also, Frühjahrs- und Herbstfrüchte »wild« und unbedacht zu kreuzen! Merke: in der Zusammenfügung von Früchten, die sich in der Natur nicht begegnen, liegt nicht nur ein großer Reiz, sondern auch eine weit unterschätzte Gefahr! [Luftschwirren und Gewitterdonner im Hintergrund]



Gibt es noch nicht: »Dresdner Christstollen«, Worcester Art, Photo / Collage: NMB

Aber wir waren ja bei der Erd-

beer-Quitten-Konfitüre: wie ich außerdem feststellen mußte, war die nämlich gar nicht französisch, die Konfitüre. Denn obwohl sie einen französischen Namen trägt, der soviel wie »gute Mutter« bedeutet, kommt sie aus dem süddeutschen Raum. Und was heißt heute überhaupt »Konfitüre«? Früher (war bekanntlich nicht nur alles besser, sondern auch schöner – *sic!*) unterschied man zwischen gewöhnlichen Marmeladen und höherwertigen Konfitüren. Letztere hatten einen größeren Fruchtanteil oder größere Fruchtstückchen. Teilweise wird das immer noch so gehandhabt, jedoch werden die Begriffe europaweit unterschiedlich verstanden, was eine Anpassung erfordert. Im *Commonwealth* zum Beispiel, einem traditionsreichen Marmeladenland, wird nach der Art der Früchte unterschieden: »Marmeladen« bestehen demnach aus Citrusfrüchten oder enthalten solche. Die Festlegungen, was wie zu bezeichnen ist, sind an Grenzwerte (für Fruchtgehalte) und Zutaten gebunden. Manche Produzenten umgehen die teilweise umständliche Zertifizierung und Deklaration mit der Bezeichnung »Fruchtaufstrich«. Das macht die Marmelade aber auch recht beliebig. Vor allem im Biobereich gibt es viele »Fruchtaufstriche«, die geringer erhitzt werden (um die Vitamine zu erhalten) und weniger Zucker enthalten. Jedoch schmecken sie anders als Marmeladen bzw. Konfitüren mit ge-

liertem Fruchtsaft.

Manchmal bewahrt uns ein gesunder Pragmatismus vor größerem Unheil. Bevor ich also »Quittemarmelade Worcester Art« entdeckte oder Pfefferkuchen mit Maiglöckchenaroma, gehe ich nicht mehr in die Kaufhalle, das kann Nelli Pohl machen. Ich ziehe mich zurück mit einem Glas Bordeaux und lese Charles Dickens oder – bei einem Glase trockenen Sherrys – Jane Austen. Und wenn es kalt wird, mache ich die Fenster auf und wärme mir einen Punsch. Ich muß Nelli Pohl aufschreiben, daß sie das nächste Mal etwas Roastbeef mitbringt...

## Ohne Oboe in der ersten Reihe

Eine Kurzgeschichte

Jahrelang hatte sich Fabrice auf der Oboe abgemüht (und sich manchmal gefragt, warum es »auf« der Oboe heißt, man saß doch nicht darauf!). Aber selbst wenn er die Oboe AN seine Lippen legte oder drückte, war das Ergebnis nicht berauschend. Während sechs Jahren seiner Schulzeit saß Fabrice im Jugendorchester, immer mit hochrotem Kopf, wenn er zu spielen hatte – die Oboe ist nicht nur ein mühsames Instrument, sondern auch ein körperlich anstrengendes. Vielleicht sogar das körperlich anstrengendste, wenn man das Spielen allein nahm und nicht den Transport hinzuzählte (dann waren Klaviere oder Harfen sicher noch anstrengender).

# Fabrice und Lucienne

Jedenfalls hatte Fabrice' Spiel seit den Anfangserfolgen der ersten Stunden – einen sauberen Ton hervorzubringen – kaum hinzugewonnen, vor allem nicht an Ausdruck oder Farbe. Und so wunderte es nicht, daß der Professor in der Musikhochschule ihm anlässlich der Aufnahmeprüfung nahelegte, doch auf ein weniger schwieriges Instrument umzusteigen oder lieber gleich etwas ganz anderes zu studieren, wie Mathematik oder Botanik. Den schüchternen Einwand, sich der Musikwissenschaft zuzuwenden, tat der Professor mit einem Stirnrunzeln und einer unbestimmten Handbewegung ab, als wüßte er gar nicht, daß es so etwas wie »Musikwissenschaften« gäbe und man es studieren könne.

Also nicht. Keine Oboe, keine Musik. Trotz der Erleichterung, die Fabrice spürte, war es irgendwie schade, denn Musik bedeutete ihm doch viel. Nicht zuletzt war sie die Zuflucht in eine wunderbare Welt. Und was er statt dessen tun, studieren sollte, wußte Fabrice erst recht nicht.

Die Eltern hatten ebenfalls nur mit den Schultern gezuckt. Die Mutter war immer in Angst, ob er seine Prüfungen schaffte, dem Vater war es wichtig, daß er etwas »richtiges« lernte, das ihm sein Auskommen garantierte. Statt ihn zu unterstützen, bürdeten sie ihm – ohne es zu wollen freilich – ihre Ängste und Nöte auf, die sich auf die eigene Ju-

gend in einer vergangenen Zeit gründeten. Von den Eltern konnte Fabrice also keine Unterstützung erwarten.

Immerhin war Fabrice recht praktisch veranlagt. Als Schüler schon hatte er oft einem Tischler geholfen. Begabt war er, aber sein Leben in einer Werkstatt verbringen wollte er eigentlich nicht. Doch für den Moment konnte ihm sein handwerkliches Geschick weiterhelfen. Fabrice ließ sich vom Tischlermeister eine Empfehlung geben und zog hinaus, die Welt zu entdecken.

Sein Weg führte ihn geradewegs nach Paris, zunächst ins 13. Arrondissement. Dort gab es Werkstätten und Manufakturen, und in der Nähe der *Rue de Gobelins*, dort wo früher einmal ein Kanal und die *Ruelle des Gobelins* gewesen waren, fand er ein billiges Zimmer. In den umliegenden Straßen waren zwei Tischler und ein Feinmechaniker, die ihn ab und zu brauchten. Es zeigte sich: Fabrice war auch ein begabter Mechaniker, der mit Metall umgehen konnte.

In der ersten Zeit arbeitete er nur zwei- bis dreimal in der Woche, lebte sich ein und erkundete seine neue Umgebung. Mit dem Rad in die Natur zu fahren, machte Spaß und kostete nichts, dagegen merkte Fabrice schnell, welch teures Pflaster Paris war. Die Innenstadt zog ihn magisch an, vor allem die Oper und das Theater liebte er. Glücklicherweise war es kein Problem, öfter zu

arbeiten und mehr zu verdienen.

Eines Tages kam ein Turmuhrbauer, der normalerweise alleine arbeitete, und bat in den Werkstätten um Hilfe. Gleich zweimal bekam Meister Hubert Fabrice empfohlen: als Tischler und als Mechaniker, und so lud er ihn in seine Turmuhrenwerkstatt ein. Schon der erste Einsatz begeisterte Fabrice: die Bauteile waren nicht so filigran wie bei kleinen Tisch- oder Armbanduhren, aber leicht und präzise laufen mußten sie dennoch. Und von einem Kirchturm hatte man mannigfaltige Ein- und Überblicke, die man sonst nicht bekommen konnte. Die Arbeit dort oben war weit entfernt vom Lärm und Trubel der Stadt (das einzige, was ihn an Paris störte).

Schon bald wurde Fabrice der Geselle des Turmuhrbauers Alphonse Hubert. Er zog in einen Hinterhof in der *Rue des Ursins* und konnte nun an jedem Wochenende ein Konzert oder das Theater besuchen. Und auch die Musik kehrte in sein Leben zurück: Fabrice hatte seine Liebe zur Laute entdeckt, einem Instrument, das leichter zu spielen war als die Oboe, lieblich klang und – anders als es der Name suggerierte – leise gespielt werden konnte, so daß es niemanden störte, wenn Fabrice nachts *dar-auf* probierte.

Am meisten liebte Fabrice jedoch die Oper. Sein Lieblingsplatz war in der ersten Reihe, ganz nah beim Orchester. Dann konnte er alles hören: das Stöh-

nen der Musiker, das Zischen des Dirigenten, das Rascheln der Noten beim Umblättern und das Klappern der Oboenklappen. Fabrice verfolgte jedes Solo der Holzbläser mit und hörte die Oboe auch dann heraus, wenn sie im Orchestertutti spielte. Nach kurzer Zeit erkannte er sogar die beiden Oboisten am Klang, an ihrem Ansatz und der Atemtechnik. Er wußte stets, wer Dienst hatte, ohne in den Plan schauen zu müssen: Carol hatte den etwas markanteren Ton, tragend und klar, ihr Atemholen war aber auch schärfer, Ludovic spielte etwas sanfter, weicher und subtiler.

Nach der Vorstellung trank Fabrice oft noch einen Tee, während er auf seine U-Bahn wartete. Immerhin – einen guten Kaffee in Paris zu bekommen war kein Problem, aber Tee – außer Fabrice und Meister Alphonse Hubert, einigen wenigen Teesalons und dem Theatercafé verstand sich sonst niemand aufs Teezubereiten. Man bekam gewöhnlich nur einen mit mäßig heißem Wasser übergossenen Teebeutel – scheußlich!

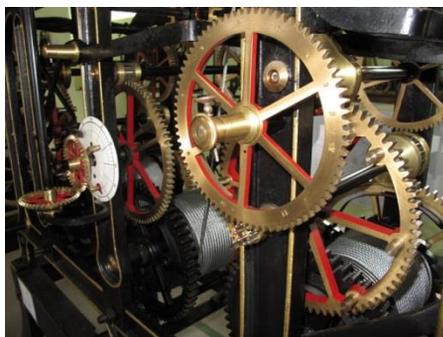
Manchmal sah Fabrice nach der Vorstellung eine Frau an einem der anderen Tische. Sie mußte etwas älter sein als Fabrice, aber nicht viel. Anfangs glaubte er, sie sei eine Angestellte des Theaters, die nach der Vorstellung noch einen Sherry trank (sie trank meist ein Glas süßen Sherrys, das hatte Fabrice gehört, als sie die Bestellung auf-

gab). Aber das konnte eigentlich nicht sein, denn dann müßte sie den Kellner besser kennen (aber sie siezte ihn) und wenigstens ab und zu mit einer Kollegin zusammensitzen, oder?

Doch die junge Frau war immer allein, niemand kam an ihren Tisch. Eines Tages lernte Fabrice Lucienne kennen.

\*\*\*

Lucienne war bei ihren Großeltern aufgewachsen. Es war – wenn man vom Fehlen der Eltern absah – eine glückliche Kindheit gewesen. Schon früh war sie geprägt davon, Verantwortung zu übernehmen, nicht zuletzt für sich selbst. So hatte Lucienne gelernt, ihrem eigenen Urteil zu vertrauen.



Turmuhrewerk von J. F. Weule (Ambergau), 1905, Photo: © Joachim Blank

In der Schule hatte sie niemals Probleme und immer gute Noten gehabt, dennoch wollte sie nicht studieren. Lucienne war klar, daß sie sich – zumindest im Moment – kaum für etwas entscheiden könnte, das sie ihr ganzes Leben ausüben wollte. Also wäre es besser, zunächst einen Beruf zu lernen und später weiterzusehen. Mit etwas mehr Erfahrung

wüßte sie vielleicht doch ein Studium, das zu ihr paßte. So lernte Lucienne zunächst Kindergärtnerin und arbeitete nebenbei in einer Gärtnerei.

Drei Jahre lebte sie so, dann wurde ihre Stelle im Kindergarten nicht mehr verlängert. Doch es hatte ihr Spaß gemacht, und mittlerweile war Lucienne klar geworden, daß sie gerne noch mehr mit Kindern arbeiten würde, vielleicht mit älteren, ihnen etwas beibringen. Warum nicht als Lehrerin?

Lucienne hatte früher schon Klavier und Flöte gespielt und liebte die Musik noch heute. Möglicherweise konnte sie also Lehrerin für Musik werden? Dann müßte sie noch eine pädagogische Ausbildung erwerben und ein zweites Hauptfach studieren.

Im Herbst meldete sich Lucienne an der Pariser Universität an. Musik und Geographie waren es schließlich geworden, außerdem wurde sie gleich in den Chor der Universität aufgenommen, der dringend neue Stimmen brauchte. Wie sich zeigte, war der Chor ziemlich gut und Lucienne paßte hervorragend zu ihm.

Es schien, als hätte sie sich richtig entschieden, und so gab Lucienne die langen Metrofahrten auf und zog näher ins Zentrum der Stadt, in eine Dachgeschoßwohnung in der *Rue le la Lune*. Das Haus stand genau zwischen zwei Nebenstraßen, die im spitzen Winkel auf eine Hauptstraße mündeten, weshalb

es auch einen spitzen Grundriß hatte. Luciennes Wohnung war winzig, aber weit oben über dem Straßenlärm, und trotz der Winzigkeit ihres Wohnzimmers hatte es Fenster nach Südosten, Süden und Westen. Um die Sonne zu genießen, konnte sie sich sogar aufs Dach setzen.

Als Kind war Lucienne manchmal mit den Großeltern ins Theater oder ins Konzert gefahren. Sie waren dann immer mit dem Zug in einen der Vororte von Paris gefahren, wo man so etwas erleben konnte. Nun aber lebte Lucienne mitten in Paris und hatte gleich mehrere Theater- und Opernhäuser ganz in ihrer Nähe. Doch neben dem Studium war wenig Zeit für solche Extravaganzen, vor allem kosteten sie ja schließlich Geld.

Trotzdem hatte sie bald einen Lieblingsplatz gefunden: im vierten Rang, zweite Reihe, rechtes Drittel. Es war einer der billigsten Plätze – schon der Nachbarsitz gehörte zur nächsthöheren Kategorie – aber man sah noch recht gut, nur einen Teil der Seiten- und Hinterbühne nicht. Dafür war aber der Orchesterklang phantastisch und man konnte die Sänger hervorragend verstehen. Außerdem liebte sie es, den Dirigenten und das Orchester während der Opernvorstellungen im Orchestergraben zu beobachten. Im Konzert, wenn die Musiker auf der Bühne saßen, erkannte sie genau, welcher Flötist Dienst hatte.

An den Wochentagen arbeitete

oder lernte Lucienne abends meist, doch an den Wochenenden ging sie gerne in eine Vorstellung und trank danach noch einen süßen Sherry. Oft sah sie dann einen jungen Mann im Theatercafé, so alt wie sie oder vielleicht etwas jünger, den sie für einen der Assistenten oder den Inspizienten hielt.

Deshalb ging sie eines Abends zu ihm herüber, als sie im Orchester einen fremden Flötisten entdeckt hatte. Das Orchester hatte einen Flötisten mit braunen Haaren und Schnurrbart und einen mit blondem, strubbeligen Schopf. Doch dieser Flötist war weißhaarig – der Inspizient sollte es doch wissen.

Aber Fabrice war ja gar nicht der Inspizient. Allerdings hatte er sich mit dem Oboisten angefreundet und wußte daher, um wen es sich handelte: um einen Herrn C. aus Deutschland.

Herr C. war ein hervorragender Flötist, viel besser als seine Kollegen. Denen machte das nichts aus, denn sie mochten und schätzten ihn, musizierten gern mit ihm und lernten oft etwas dazu.

Anders verhielt es sich mit den Dirigenten. Schlechte Dirigenten waren oft ein Problem. Meistens waren sie gut im Verhandeln und das Management liebte sie, aber sie konnten entweder mit dem Orchester nicht umgehen oder hatten keine Ahnung von Musik. Am schlimmsten waren die, auf welche beides zutraf. Noch

schlimmer wurde es, wenn so ein Dirigent »Ideen« hatte. Und genau so einer war gerade beim Orchester von Herrn C., zum Glück nur als Gast und nicht ständig, aber leider kam er jedes Jahr vorbei. Er hieß Fafna-Rulesko, und als er einmal das Vorspiel der »Götterdämmerung« mit seinem Stab zerrührte, hatte ihn Herr C. mit »Herr Fafnerada« angesprochen und später, als Herr Fafna-Rulesko ihn zur Aussprache bitten wollte, »Weiche, Wotan, weiche!« zu ihm gesagt. So ging es ja nun wirklich nicht...

Man war sich einig, daß man auf Herrn C. nicht verzichten wollte, Herr Fafna-Rulesko wurde man aber leider nicht los, er hatte einen langen Vertrag für Vorstellungen jedes Jahr im Juni. So kam man überein, daß man Herrn C. dann jeweils nach Paris schickte, ihn ausborgte, und dafür vorübergehend einen Studenten an seine Stelle setzte. Herr Fafna-Rulesko würde den Unterschied ohnehin nicht merken. Zunächst waren die Pariser Musiker skeptisch, wollten aber gerne eine Brahms-Sinfonie, die dritte, mit dem deutschen Kollegen probieren. Das klappte ganz hervorragend, und bald merkten sie, daß Herr C. problemlos auch moderne französische Werke spielen konnte. So freuten sich die Musiker jedes Jahr auf den Besuch von Herrn C. und liebten Herrn Fafna-Rulesko – er hatte noch nie in Paris dirigiert, und alle hofften, daß es dabei bliebe...

*lesen Sie weiter auf Seite 12*

# Veneto

(Villa Godi Malinverni, Park, Lugo di Vicenza )



*Photo: NMB*

# Lulu von Strauss-Torney

(1873 bis 1956)

## Träume

So tolle Träume hab ich nie gekannt,  
Wie sie mir nachts jetzt in die Kammer schleichen –  
Du, du bists immer – selig, Hand in Hand  
Zieh'n wir des Wegs in goldnen Sonnenreichen.

Jäh wach ich auf, wenn grau der Morgen scheint,  
Und nächt'ge Regen in den Blättern tropfen,  
Die Sinne wirr, die Augen heissgeweint,  
Und siedend fühl' ich alle Pulse klopfen.

Dann kommt der Tag – mit müden Schritten, still,  
Geh' ich durch langer leerer Stunden Gleiten,  
Und warte, warte, bis es dämmern will,  
Und traumschwer sich der Mainacht Flügel breiten !

*gefunden in: Lulu von Strauss-Torney, »Balladen und Lieder«, Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, 1902*

Das alles erzählte Fabrice Lucienne, die begeistert war. Sie hatte gedacht, nur eine kurze, sachliche Information zu erhalten, einen Namen und die Angabe eines Status' (Reservist, Substitut oder dergleichen). Statt dessen saß ihr ein junger Mann gegenüber – ein Turmuhrbauer! – und erzählte anregend. Sie mochte ihn gleich – ein Turmuhrbauer! Etwas weltfremd schien er ihr schon, das war amüsant, aber sicher auch manchmal anstrengend. Aber durfte man einen Turmuhrbauer auf den Boden der Tatsachen holen? Diese Frage vertagte Lucienne auf einen späteren Zeitpunkt und bestellte sich noch einen Sherry.

\*\*\*

Fabrice und Lucienne trafen sich nun öfter nach einer Vorstellung im Café. Sie tauschten ihre Eindrücke aus und erzählten sich aus ihrem Leben (dem vergangenen und dem der kommenden Woche), aber vor allem versuchten sie, sich gegenseitig die Vorzüge ihrer jeweiligen Lieblingsplätze schmackhaft zu machen. Fabrice bestand – etwas uneinsichtig – auf den seinen und brachte für die Ansicht Luciennes nicht viel Verständnis auf. Eigentlich mangelte es ihm an Aufmerksamkeit, denn er war so überzeugt (oder begeistert) von seinem Platz, daß er sich gar nichts anderes anhören oder vorstellen wollte. Lucienne beeindruckte der fast kindliche Eifer Fabrice'. Er war zwei Jahre jünger, wußte sie mittlerweile,

da durfte sie also die »reifere« sein.

Schließlich einigten sie sich auf einen Vergleich: Lucienne hatte unter der Bedingung, das Experiment »beidseitig« durchzuführen, eingewilligt, in der kommenden Woche einmal neben Fabrice in der ersten Reihe zu sitzen. Beim nächsten Konzert danach sollte er dann mit zu ihr in den Rang. Der jeweilige »Gastgeber« kümmerte sich um die Karten und lud den anderen ein.

Am nächsten Sonnabend war es soweit.

\*\*\*

Es war entsetzlich! Kaum hatte sich das Orchester gesetzt, ertönte ein gellender Schrei in der ersten Reihe und Lucienne fiel in Ohnmacht.

Lucienne kannte das Orchester sehr gut, aber bisher eben nur aus ihrer Position von hoch oben und weiter entfernt. Von oben und aus der Entfernung sahen die Musiker immer sehr chic aus, waren vornehm schwarz gekleidet (oder manchmal, zu Matinéen und Nachmittagskonzerten, grau), trugen weiße Hemden bzw. Blusen und schwarze Lackschuhe. Auch die Socken waren schwarz – von oben und aus der Entfernung betrachtet.

Jetzt, von unten und direkt an der Bühnenkante, sah Lucienne schadhafte Hosensäume, ausgefranste Schnürsenkel und – Socken. Grauenhaft! Sie waren zwar meist schwarz, aber leider nicht

immer. Manche sahen dunkelgrau, -braun oder -blau aus oder waren verwaschen. Ein Musiker hatte sogar ein ungleiches Paar an. Und der Geiger direkt vor Lucienne, dem sie sozusagen ins Hosenbein blickte, hatte eine *Micky Mouse* auf dem Strumpfschaft! Die *Micky Mouse* wurde nur notdürftig vom Hosensaum verdeckt, so daß man sie vermutlich noch in der dritten Reihe sehen konnte!

Das war zuviel! Fabrice fächelte ihr Luft, und Lucienne kam wieder zu sich, aber sie konnte nicht mehr zur Bühne blicken. Außerdem irritierten sie die Geräusche, die sie sonst nie hörte: das Stöhnen der Musiker, das Zischen des Dirigenten, das Rascheln der Noten beim Umblättern und das Klappern der Oboenklappen. Fabrice war in Sorge um Lucienne, ärgerte sich aber auch über ihre Reaktion und ihre Schwäche, ihr Unvermögen, sich auf die Situation einzustellen und die offensichtlichen Vorteile des Platzes – das konnte sie doch nicht ignorieren! – anzuerkennen und zu genießen. Es nahm ihm etwas von seinem Genuß.

Nach der Vorstellung sprachen Fabrice und Lucienne deutlich weniger als sonst miteinander. Lucienne versuchte, Fabrice aufzuheitern, was ihr aber nicht gelang. Es ärgerte sie schließlich, denn sie hatte sich ja nichts zuschulden kommen lassen und es gab nicht wirklich einen Grund, ihn aufheitern oder sich gar entschuldigen zu müssen!

# Fabrice und Lucienne

Etwas früher als sonst verab-schiedeten sich beide. Aber am kommenden Freitag wollten sie zusammen ins Ballett gehen. »Coppelia« stand auf dem Programm.

\*\*\*

Es wurde grauenvoll! Das Ballett mit seiner reizenden Musik hatte der Regisseur in eine grotesk utopische Umgebung versetzt, die schon zu Beginn düster und bedrohlich wirkte. Statt des Hauses Dr. Coppélius' gab es einen modernen Gebäudekomplex – ein Forschungszentrum mit einem abstrusen Laboratorium tief unter der Erde. Im letzten Akt wurde versehentlich eine giftige Substanz freigesetzt und vernichtete alle Außerirdischen. Was die dort zu suchen hatten und was nach dem ersten Akt aus *Coppelia*, immerhin die Hauptperson des Balletts, geworden war, blieb schleierhaft.

Die Tänzer und der Dirigent hatten viel Beifall bekommen, aber das Inszenierungsteam hatte man gnadenlos ausgepiffen. Lucienne fand die Inszenierung nicht nur gräßlich, sondern idiotisch, aber die Musik und vor allem die Tänzer hatten ihr gefallen.

Fabrice konnte dem ganzen rein gar nichts abgewinnen. Die Musiker waren viel zu weit entfernt, er konnte ihre Arbeitsgeräusche nicht hören, auch nicht die des Balletts – das Rutschen und Scharren der Ballettschuhe auf dem Holz des Bühnenfußbodens

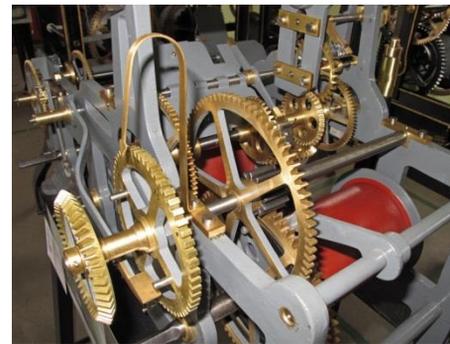
gehörte für ihn unbedingt zu einer Vorstellung dazu! Und wenn sich die Hand des *Premier danseur étoile* öffnete und er die Primaballerina in eine Pirouette entließ, verursachten seine Fingerspitzen für einen kurzen Moment ein leichtes Rascheln oder Kratzen auf dem Stoff des Kostüms der Tänzerin. All dies vermißte Fabrice, weshalb ihn auch die Musik nicht berührte, ganz abgesehen von der unsinnigen Inszenierung und dem Herumgefuchtel des Dirigenten, den Fabrice sonst gar nicht wahrnahm, der ihn heute aber irritiert hatte.

Er wollte Lucienne all dies sagen, die neben ihm saß und gar nicht bemerkte, wie er litt, weshalb er etwas laut sagte, daß dies doch eine Zumutung sei! Daraufhin wurde er von einem der anderen Besucher angezischt, und als er zurückzischte, wären Fabrice und Lucienne fast aus dem Theater geworfen worden. Auch das verstand er nicht – Zwischen gehörte für Fabrice zum Höralltag auf seinem Platz, hier oben reagierten die Leute jedoch empfindlich darauf.

Doch gerade weil Fabrice nicht wirklich berührt war, fiel es ihm leicht, sich nach der Vorstellung zu beruhigen, und als beide ihren Tisch im Café aufsuchten und er Luciennes beklommenen Blick auf sich spürte, hatte er seine gewohnte Gelassenheit wiedergefunden. Über den Platz sagte er gar nichts, analysierte aber den Regieansatz. Es sei sehr modern, meinte Fabrice, die Mär-

chenwelt um ein Stück zeitgemäße Realität zu ergänzen und das Ganze in einer *Dystopie*, also einer endzeitlichen Apokalypse münden zu lassen. Lucienne startete ihn einen Moment entsetzt an, entdeckte dann aber die allzu maliziös gespitzten Lippen, mit denen Fabrice »*Dystopie*« gesagt hatte, und das kaum zurückgehaltene Lachen...

Sie sprachen schließlich von anderen Dingen, von der Musik an sich, von Luciennes Studium, ihrem Chor und von Fabrice' Turmuhr. Ob sie ihn dort einmal besuchen könne, fragte Lucienne. Fabrice war überrascht – damit hatte er nicht gerechnet. Kurz ärgerte er sich darüber, diese Idee nicht selbst gehabt zu haben, doch nur kurz, denn die Freude, Lucienne trotz der katastrophalen Aktion »Platztausch« bald wiederzusehen und vielleicht mehr mit ihr zu teilen als die Theaterbesuche, überwog alles andere. »Aber gerne«, meinte er und verabredete sich gleich für die kommende Woche mit Lucienne.



Turmuhrwerk von C. F. Rochlitz (Berlin), ca. 1900, Photo: © Joachim Blank

»Von dort oben hast Du einen herrlichen Blick auf die Umge-

«bung«, schwärmte Fabrice, »die Ruhe ist himmlisch, du hörst nur den Wind und die Vögel, die unter dir auf dem Turm landen. Und es gibt weder eine Socken- gefahr noch einen Dirigenten!«

Lucienne freute sich, daß Fabrice so begeistert auf ihren Vorschlag einging. »Wenn du Lust hast, kannst du mich ja einmal in meinem Turm besuchen.« »Du wohnst in einem Turm?« staunte Fabrice. »Nicht direkt. Meine Wohnung ist winzig und hat außer einer Schlafkammer und einer Kochnische nur ein spitzes Zimmer hoch oben mit Fenstern zu drei Seiten – das ist doch wie ein Turm, oder?«

Klar wäre das wie ein Turm, bestätigte Fabrice. Nur sollten sie für ihre Besuche nicht unbedingt die Wochenenden oder einen wochenweisen Abstand beibehalten, schlug er vor.

»Nun gut. Dann am Mittwoch- abend bei mir. *Rue de la Lune*, das spitze Haus.«

*Übrigens: Wenn Sie glauben, daß das es sich hier um den Beginn einer Liebesgeschichte handelte – mitnichten! Wir sind schließlich kein Anbandelungsheft! Die Moral der Geschichte besteht vielmehr darin, daß man niemals jemandem, keinem Fremden und keinem Freunde, dessen Stammplatz ausreden und ihn oder sie mit auf den eigenen Lieblingsplatz mitnehmen sollte. Das führt garantiert nur zu Mißvergnügen und anderen Katastrophen!*

*Die beiden Photos mit Turmuhrwerken wurden im Turmuhrmuseum Seehausen (Altmark) aufgenommen. Ein Besuch lohnt sich! Mehr Informationen unter: <http://www.turmuhrmuseum-seehausen.de/>*

## Feuer und Farbe

Kat Gordon »Kenia Valley«

Im zu Hoffmann und Campe gehörenden Verlag Atlantik erscheinen viele leicht zu lesende, unterhaltende Bücher, was Qualität ja keineswegs ausschließt. Außerdem öffnet es ein Feld, um neue Autorinnen und Autoren »auszuprobieren«. Kat Gordons berauscher Roman »Kenia Valley« hat in England, wo das Buch Anfang des Jahres erschienen ist, bereits viele Leser begeistert und wurde in diesem Jahr in die Longlist für den »Not the Booker« Preis des Guardian gewählt.

Kenia, Mitte der Zwanziger Jahre: Die Millers siedeln aus Schottland in die britische Kolonie über. Der Vater, ein Ingenieur, ist mit dem Auf- und Ausbau der Eisenbahn beschäftigt. Das moderne Verkehrsmittel spielt eine wesentliche Rolle bei der Erschließung (und Kolonialisierung) des Landes.

Die Millers haben zwei Kinder – Theo, den anfangs 14jährigen Ich-Erzähler, und dessen jüngere Schwester Maud. Der Familienverband ist formell gegeben, aber kein besonders enger. Konflikte sind wahrscheinlicher als ein intimer Zusammenhalt – daher werden bestimmte Punkte lieber nicht berührt. Der Vater – einiges älter als die Mutter – ist das Familienoberhaupt, verdient das Geld, ist aber meist auf Arbeit. Die Beziehung zwischen Mutter und Sohn ist spannungs-

geladen – Theo entfernt sich mehr und mehr von ihr und meidet die Mutter eher. Nur die Beziehung zu Maud ist unbelastet und im Leben der Geschwister die vielleicht wichtigste Familienbindung.

*Leseprobe*

*»Wie schnell du neue Freunde findest, Freddie«, sagte eine Frauenstimme, und ich spürte, wie sich mein Körper unter seiner Hand anspannte, als sie ins Licht trat; ihre Augen wirkten noch dunkler und größer als beim letzten Mal. Ich erhaschte einen Hauch ihres Geruchs in der Luft – moschusartig, fruchtig und so berauschend wie ihre rauchige Stimme. Sie sprach mit leichtem amerikanischem Akzent, und ihre Stimme klang vollkommen anders, als ich sie mir in den zahlreichen fiktiven Gesprächen in den vergangenen Tagen ausgemalt hatte.*

In der neuen Heimat lernt Theo etwa zehn Jahre ältere Freunde sowie deren Kreis und die Freizügigkeit von »Kirlton-Partys« kennen. Freddie wird zum bestimmenden Vorbild, in Sylvie verliebt sich Theo unsterblich. Beide Beziehungen sind mehr als eine jugendliche Schwärmerei und bleiben lange bestehen. Zu lange vielleicht, denn der Freundschaft opfert Theo manche andere Beziehung. Während er der Mutter aus dem Weg geht und sie überwiegend negativ betrachtet, fehlt ihm die kritische Distance zu seinen neuen Freunden, und es dauert lange, bis er

sie in Frage stellt und manches erkennt.

*»Geh du schon mal rein«, sagte er und schob mich auf die Tür zu.*

*Ich drückte sie auf und blieb im Eingang stehen. Der Raum war riesig und bestand ganz und gar aus grünem Marmor. In der Mitte stand eine schmiedeeiserne Badewanne, und darin saß Edie. Sie hielt ein Stück Seife in der einen und ein Cocktailglas in der anderen Hand. Dampf stieg vom Wasser auf, aber ich konnte deutlich erkennen, dass sie nackt war.*

*»Theo«, sagte sie. »Wie schön, dass du kommen konntest. Kannst du das hier für mich halten, während ich mich einseife?«*

Kat Gordon ist ein faszinierender Entwicklungsroman gelungen, den sie verblüffend einfühlsam aus der Sicht des anfangs noch jungen Helden erzählt. Daß ein Autor oder eine Autorin für die Protagonistin bzw. den Protagonisten das Geschlecht »wechselt«, ist nicht ungewöhnlich, doch sich als erwachsene Frau in einen Teenager zu versetzen, ein Wagnis. Es ist Kat Gordon jedoch gelungen.

Vor dem historischen Hintergrund von exotischen Orten und Regionen wie Tanganjika, Naivasha, den Aberdare-Bergen oder Mount Longonot zeichnet die Autorin ein Gesellschaftsbild von Aristokraten nach, welche als Herren in der fernen Kolonie alte Rechte zu erhalten suchen, die in der Heimat längst einem Wandel

unterworfen sind. Gleichzeitig befindet sich ganz Europa in einem Strudel nationalsozialistischer und faschistischer Ereignisse.

*»Warum gehst du dann nicht zurück?«*

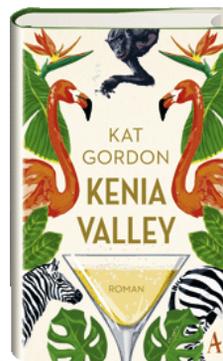
*»Weil ich ein Gentleman bin. Ich bin mit der Erwartung aufgewachsen, dass mir eine gewisse Lebensweise zusteht, die in der Heimat nicht mehr existiert.« Er wandte sich ab und ging auf das Sofa zu. »Hier draußen gibt es zumindest noch den Anschein von Paternalismus auf unserer und Ehrerbietung von ihrer Seite.«*

*Seine Selbstsucht war so unverschleiert und ungeniert, dass ich ihn beinahe bewunderte.*

»Kenia Valley« ist ein spannungsgeladenes Buch und hätte auf die Einleitung, die einem Paukenschlag à la Hollywood gleichkommt, auch gerne verzichten können. Man fragt sich unwillkürlich, ob der Roman den Vorsatz in seiner Ursprungsfassung schon hatte, oder ob er erst später aus Marketing-Erwägungen hinzugekommen ist. Doch abgesehen davon entwickelt sich schon mit dem Einstieg des ersten Teils der Sog einer abenteuerlichen, märchenhaften Geschichte; sie trägt aber auch realistische Züge und läßt ihren Leser nicht kalt – bestimmt nicht!

*Schon für »The Artificial Anatomie of Parks« war Kat Gordon 2015 für die Shortlist des Not-the-Booker-Preises*

*nominiert. Der Titel ist bisher noch nicht auf deutsch erschienen.*



*Kat Gordon »Kenia Valley«, aus dem Englischen von Mayela Gerhardt, Roman, Atlantik, fester Einband, Schutzumschlag, Lesebändchen, 432 Seiten, 20,- €, auch als e-Book (14,99 €)*

## Elektrisierend

Neo Rauch und Waltraud Meier prägen Bayreuther Lohengrin

Im Mittelpunkt der Vorberichterstattung zur »Lohengrin«-Premiere in Bayreuth standen vor allem Neo Rauch und seine Frau Rosa Loy, die für Bühnenbilder und Kostüme verantwortlich zeichneten. Regisseur Yuval Sharon war erst 2016 dazugekommen – sich nach den Entwürfen der beiden Künstler zu richten, war für ihn offenbar kein Problem. Die beteiligten Parteien lobten sich vorab gegenseitig, Musikdirektor Christian Thielemann sprach von einer »musikalischen Regie«.

Auf Seiten der Sänger hatte Roberto Alagna sein Rollendebüt relativ kurzfristig abgesagt, weil ihm die Zeit für die Rolle (es wäre seine erste auf deutsch gewesen) zu knapp war. Die Reaktionen auf die Absage waren unterschiedlich und reichten von Respekt für die Ehrlichkeit bis zu Häme. Immerhin: früher hat man neues Repertoire erst ein-

lesen Sie weiter auf Seite 18

## Rosenschmetterling [I]

erst hatte dir  
der Sommer zugesetzt  
dann kamen Herbststürme  
dich zausen

standhaft bliebst du  
blütest  
als kaum Wasser war  
um mich beim ersten Regenguß  
sogleich  
mit deinem Duft einzuhüllen

doch nun –  
bleiben  
zwei Blütenblätter nur  
halten – einander gegenüber  
am Kelch sich fest

als seien es  
Schmetterlingsflügel

bist du  
ein Gedanke?  
eine Beseelung?  
eine Flucht? –  
kehrst Du wieder?

nimm – Rosenschmetterling  
mich mit  
...

# Veneto

(Villa Godi Malinverni, Park, Lugo di Vicenza )



*Photo: NMB*

mal erarbeitet und ausprobiert und sich dann erst nach Bayreuth gewagt. Bleibt abzuwarten, ob wir den Tenor später dennoch hier erleben – eigentlich wäre es wünschenswert. Für den aktuellen Jahrgang fand sich mit Piotr Beczala, der seinen ersten Lohengrin vor zwei Jahren in Dresden gegeben hatte, eine Ideallösung.

## DAS STÜCK

Muß man »Lohengrin« noch erklären? Die Geschichte des Gralsritters, der kommt, die unschuldig beschuldigte Elsa zu retten, ist doch bekannt – und trotzdem nicht glasklar und eindeutig. Gerade Ortrud und Friedrich von Telramund sind weitaus vielschichtiger als einfach »böse«. Der Graf, eben noch ein verehrter Führer, beschuldigt Elsa des Brudermords – wahrlich kein feiner Zug. Mit einem Mal wird er, eben noch verehrt, geächtet – oder ist er nur aus der Mode gekommen?

Und Lohengrin? Der strahlende Held, der Helfer in der Not? »Helfen« ist durch Selbstlosigkeit gekennzeichnet, erwartet keine Gegenleistung, höchstens Dank. Aber Lohengrin will Elsa (heiraten), und sie darf nicht einmal fragen, wie er heißt...

## INSZENIERUNG

Neo Rauch, Rosa Loy haben Bühnenbild, Kostümen und Figuren einen blauen Grundton verpaßt (in Bayreuth liebe- und respektvoll, aber auch mit Augenzwinkern »Rauchblau« genannt), der

vom Boden und den Felsen bis zu den Händen und Haaren der Protagonisten reicht. Nur mit Weiß durfte das Blau abgemischt werden, so daß passende Schattierungen entstanden. Neo Rauch hat eine eigene Ästhetik entwickelt, eine harmonische Farbkomposition, die sich nicht aufdrängt, sondern die Stimmung festlegt. Lohengrin und König Heinrich kommen eben nicht daher wie die Blue-Man-Group.



Bayreuther Festspiele 2018, Lohengrin, Lohengrin (Piotr Beczala), Ortrud (Walter Meier), Friedrich von Telramund (Tomasz Konieczny), König Heinrich (Georg Zeppenfeld), Heerrufer (Eglis Silins), Elsa von Brabant (Anja Harteros), Photo: Bayreuther Festspiele, © Enrico Nawrath

Entstanden ist eine Märchenwelt, die Zauberes hat, Mythisches, Unbestimmbares, surreale Elemente enthält. Und wenn Rauch und Loy dem Blau etwas Orange gegenüberstellen, dann geht das über ein simples Farbschema hinaus: Orange ist nicht nur eine Belebung oder Aufregung, es entspricht dem Komplementär. In Rändern und Reflexen zeigt es zunächst hier und da die Brüche einer Welt. Wenn Elsa schließlich ganz in Orange gewandet auftritt, hat der Konflikt seinen Höhepunkt erreicht.

Daneben bringt Neo Rauch bekannte Sujets mit: Elektrizität, Isolatoren, Zündkerzen, Strommasten fügen sich ins Bild und deuten »Spannungen«. Ein wenig beliebig zwar (hätte Salvador Dalí Uhren integriert und einen Bezug auf Zeit und Verlauf gesetzt?), doch was begeistert, ist, daß es nicht dominiert – nicht die Popeffekte sind entscheidend, sondern die Stimmung.

Wenn am Ende Neo Rauchs grünes Männchen als Gottfried auf die Bühne kommt, wird es allerdings quietschbunt – da hätte er auch ein großes Gummibärchen nehmen können. Und statt eines romantischen Schwanes gibt es ein unbestimmbares Flugobjekt. Die Menschen tragen Insektenflügel (oder haben sie auf den Kleidern) – Lohengrin reißt Telramund einen Flügel aus, der zur Trophäe wird und den Grafen flug- also handlungsunfähig zurückläßt. Nun ja, nicht alle Ideen sind vielleicht originell oder passend.

Im zweiten Akt sorgen Gaze und halbdurchsichtige Vorhänge für Bühnenzauber, erlauben nicht nur das geheimnisvolle Auftauchen von Personen (Telramund), sondern unterstreichen das Schemenhafte, Unfaßbare, im letzten Bild dann taucht das Haus aus dem zweiten Akt wieder auf. Man sieht: es ist kein Turm, sondern ein Transformator-Häuschen, und doch wird Lohengrin nicht banal zum Hochspannungselektriker. Hier flammt die Poesie des Paares auf, wenn

sich Elsa und Lohengrin ihre Verse gegenseitig vorlesen.

Meist fällt die Regie dadurch auf, daß sie nicht auffällt, sich unterordnet – Yuval Sharon ist kein Provokateur. Etwas mehr hätte man sich dennoch gewünscht. Solange die Suggestionskraft der Bilder bestimmend ist, funktioniert das Konzept meist, doch wenn die Regie in Aktion treten müßte, kann sie die Höhe manchmal nicht halten, wie beim Luftkampf von Lohengrin und Telramund, der eher komisch als gekonnt aussieht.

Immer wieder gelungen sind die Charaktere, vor allem die vier Hauptakteure. Erstaunlich, wie tief der Zweifel bei Elsa, die nie befreit und fröhlich ihren Helden anschmachtet, schon anfangs sitzt (2009 in München war Anja Harteros' Elsa noch deutlich unkritischer). Und daß Lohengrin sich zunächst niedergeschlagen bloßgestellt glaubt, bevor er sich an der Gralserzählung wieder aufbaut, hat man so noch nicht gesehen – *Chapeau!*

## DIE AUFFÜHRUNG

Bayreuth ist wieder ein Sängerfest. Piotr Beczała gelang es, innerhalb dreier Wochen »seinen« Lohengrin aufzufrischen und mit dem Inszenierungsteam (Christian Thielemann dürfte hier einiges beigetragen haben) bruchlos in die Produktion einzufügen. Er ist ein zweifelnder, schließlich fast verzweifelter Held, der maßvoll strahlt, solange er einen Brustpanzer trägt, welchen er im

Schlafgemach ablegt. Anja Harteros hat die Rolle der Elsa vorsichtig weiterentwickelt, gibt ihr mehr Charakter, mehr Frau, mehr Zweifel und Selbstbewußtsein.

Was ihren Rollen versagt bleibt – ein ungetrübter Glanz – bieten Harteros und Beczała stimmlich – ein Traum! Und doch werden sie an diesem Premierenabend noch überragt von Waltraud Meier, die als Ortrud nach 18 Jahren nach Bayreuth zurückgekehrt war. Ein triumphaler Auftritt, der (leider !!!) schon der letzte sein wird, denn die dramatische (Mezzo-)Sopranistin war nur in diesem Jahr in der Rolle zu erleben – ein selbstgewählter Abschied. Wie groß der Verlust sein wird (bzw. die Fußstapfen) wissen wir nun: riesig. Ihre Ortrud ist nicht nur böse Intrigantin, sondern überzeugend ambivalent. Selbstbewußt, kraftvoll und machtbewußt sorgte sie für die größten Gänsehauteffekte am Premierenabend – grandios!

Hinsichtlich der Vielschichtigkeit überzeugte nicht minder Tomasz Konieczny (sprachlich mit Einschränkungen in der Verständlichkeit) als Friedrich von Telramund. Natürlich ist er insofern schwach, daß er sich manipulieren läßt, aber wenn Telramund zurückkehrt und beginnt, Fragen zu stellen und an Lohengrin zu zweifeln, muß man zugeben, daß das berechtigt ist. Ein gefallener Held zwar, bleibt er Kämpfer.

Zwischen allen König Heinrich: Georg Zeppenfeld (auf den Bay-

reuth momentan nicht verzichten kann) – stimmlich betörend erreicht er mit einem Minimum an Gesten und Mimik große Effekte. Zweifel muß er nicht aussprechen, ein Fingerzeig, ein leichtes Heben des Kopfes schon deuten es an. Eine sachte Neigung der Schulter genügt, um zum Helden zu erklären oder zu verdammen. Als sicherer (Heer-)Rufer vervollständigte Egils Silins die famose Riege – so wünscht man sich Bayreuth.

Christian Thielemann legte dem ganzen einen musikalischen Mantel um, welcher sich um jede Person und jeden Strommast schloß, Stimmung und Spannung schuf und auflöste. Zwar kann keine Übertragung den Originaleindruck perfekt wiedergeben, doch auch so fiel auf, wie deckungsgleich der Dirigent Sänger, Chor und Orchester führte, wie er den Akteuren *folgte*, nicht prägend auftrumpfte. Es ist Thielemanns Stärke, den Moment zu erfassen, Rubati spontan im Sinne der Sänger zu gestalten.



Bayreuther Festspiele 2018, Lohengrin, Schlußapplaus nach dem zweiten Akt, Photo: Bayreuther Festspiele, © Enrico Nawrath

## DIE KINOÜBERTRAGUNG

Wie in den letzten Jahren gab es die Bayreuth-Premiere zeitversetzt im Kino zu sehen (hier: Cineplex »Rundkino« Dresden). Die Bildregie ist endlich besser geworden, so gab es mehr Gesamtbilder als zuletzt, was Überblick und Gesamteindruck zugute kam. Dennoch gerieten Nahaufnahmen zu nah oder zu knapp im Ausschnitt (wenn der Sänger ohne seinen szenischen Widerpart im Bild war).

Für Kurzweil in den Pausen sorgte ein Programm mit den Beteiligten im Mittelpunkt. Mit einer Ausnahme: Axel Brüggemann interviewte gewohnt leutselig Bayerns Ministerpräsident Markus Söder – und bekam eine »Watschn« für den Auftritt im Hemd ohne Frackjacke. Formvollendet war das sicher nicht, allerdings hätte der Ministerpräsident selbst auch manchen »Formpunkt« für eine Revanche geboten...

## Das Raubtier im Dschungel

Henry James

Die Werke des amerikanischen Autors Henry James zählen heute zu den klassischen Erzählungen. Sie sind mit ihren Gesellschaftsbildern eine beliebte Vorlage für Verfilmungen, darunter »Portrait of a Lady« oder »Washington Square«. Allein um die 30 Adaptionen zählt die Cinemathek, darüber hinaus bereichern Radiobearbeitungen und Hörspiele die Kataloge. Unangefoch-

ten an der Spitze steht Benjamin Brittens grandiose Oper »Turn of screw« (»Schraubendrehungen«), die nicht nur ein überragendes Beispiel der Musikgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts darstellt, sondern vieler für James typischen Sujets dramatisch wiedergibt und geradezu bildhaft darstellt.

*Leseprobe*

*Marian war eine Spur kleiner als mittelgroß, und zeichnete sich durch volle runde Körperformen aus ; und doch waren ihre Bewegungen, trotz dieser kleidsamen Fülle, ganz leicht und federnd. Sie hatte den Teint einer unverfälschten Blondine – von warmem gesättigtem Blond ; auf den Wangen einen Hochsommerhauch und den Schein einer hochsommerlichen Sonne im rötlichbraunen Haar. Ihre Züge folgten keinem klassischen Muster, aber ihr Ausdruck war in höchstem Maße angenehm. Die Stirn war niedrig und breit, die Nase klein, und der Mund – nun, boshafte Leute nannten ihren Mund monumental. Sicher ist, daß er verschwenderisch viel Raum zum Lächeln bot und, wenn sie ihn zum Singen öffnete – was sie aufs lieblichste tat –, eine üppige Flut von Wohlklang entließ.*

*aus: »Die Geschichte eines Meisterwerks«*

Henry James hat es glänzend verstanden, die dämonischen Abgründe der menschlichen Psyche darzustellen. Damit schafft er eine spukhafte Schwebung, die oft unklar läßt, ob das Grau-

en und Gruseln nun durch Geister verursacht oder durch Krankheit vorgegaukelt wird. Der Schein kann schließlich täuschen, ebenso Resultat eines Irrtums sein wie Folge kriminellen Handelns. Was zum Beispiel geschah wirklich mit den Kindern auf Bly (»Turn of screw«)? Und selbst unter »normalen Umständen« umweht die Geschichten oft eine latente Form des Unheimlichen.

*Wir waren unterschiedlicher Auffassung über die Art dessen, was er ihre beklagenswerten gesellschaftlichen Manieren nannte – die Art (auch dieser Ausdruck stammte von ihm) ihrer widerlichen, unausstehlichen Überschwenglichkeit. Insgeheim mag auch ich der Überzeugung gewesen sein, daß die armen Leute in Wimbledon ausgemachte Narren seien, aber als er sich in solcher absprechenden Weise über sie mokierte, konnte ich nicht umhin, den entgegengesetzten Standpunkt einzunehmen ; denn ich hatte schon damals das untrügliche Empfinden, daß, wenn es je dazu käme, daß wir einer Meinung wären, wir hierfür immer ungleiche Gründe ins Feld führen würden.*

*aus: »Die Coxon-Stiftung«*

Die Merkwürdigkeiten des menschlichen Geistes haben James immer beschäftigt. Seine Werke liegen in verschiedenen Ausgaben vor, Manesse beispielsweise brachte in den letzten Jahren einige Neuauflagen und -übersetzungen heraus. Die

Dieterisch'sche Verlagsbuchhandlung hatte 1968 zwei Bände mit Erzählungen veröffentlicht: Während der erste die bekannten Titel »Daisy Miller« und »Schraubendrehungen« enthielt, finden sich im zweiten fünf nicht ganz so bekannte Erzählungen. Gerade sie erlauben einen vertieften Einblick in James' Schreiben und Beschreiben, auch deshalb, weil sie manche Sujets mehrfach und vor unterschiedlichem Hintergrund spiegeln. Zweimal stehen die Bilder von Malern im Mittelpunkt, Portraits, welche den portraitierten Personen derart treffend entsprechen, daß sie deren wahren Charakter offenbaren, den ihre »Träger« sonst zu verbergen suchen.

*Er hatte es vergessen und war sogar mehr noch überrascht als beschämt. Doch das Besondere war, daß er keine gewöhnliche Anspielung auf süße Redensarten aus ihren Worten hörte. Weibliche Eitelkeit hat ein gutes Gedächtnis ; die Frau vor ihm aber erhob keinen Anspruch auf ihn, sei es wegen eines Kompliments, etwas fälschlich dafür Gehaltener oder einer Entgleisung. Bei einer anderen Frau, einer völlig verschiedenen von dieser, hätte er befürchten können, womöglich gar an einen albern zudringlichen Antrag erinnert zu werden. So war er sich weit eher eines Verlustes als eines Gewinns bewußt, als er sagen mußte, er habe in der Tat vergessen ; [...]*

aus: »Das Raubtier im Dschungel«

Im Gedankengewirr des Andeutens und Bedeutens kann Henry James ungeheuer weitschweifig sein, wie in »Der Lügner«, einem Mann, Politiker, der sich protegieren läßt, etwas darstellt – doch erfüllt er die an ihn gestellten Erwartungen, die Hoffnungen? Oder John Marcher (der »Geher« – mehrfach verpaßt der Autor Personen solch bezeichnende Namen), der angstvoll durchs Leben schreitet, ständig mit dem beschäftigt, was geschehen könnte, ohne zu wissen, was dies sei. Und dabei kommt ihm etwas Wesentliches im Leben abhanden...



Henry James »Das Raubtier im Dschungel. Erzählungen II«, aus dem Amerikanischen von Barbara Cramer-Nauhaus, Alice Seiffert und Klaus Udo Szudra, Dieterisch'sche Verlagsbuchhandlung (1968), Leineneinband, Schutzumschlag, 338 Seiten, im modernen Antiquariat

Der erste Band »Daisy Miller« war 1968 erschienen und enthielt die Erzählungen »Daisy Miller«, »Pandora«, »Der Schüler« und »Schraubendrehungen«. Weitere Ausgaben (auch andere Übersetzungen) sind bei Manesse, Kiepenheuer & Witsch, Reclam Leipzig, Ullstein Taschenbuchverlag und anderen erschienen.

## Was man nicht missen möchte...

### 26. Moritzburg Festival

Immer, wenn sich der Sommer neigt und in das farbenprächtige Glühen des Spätsommers über-

geht, bricht die Zeit des Moritzburg Festivals vor den Toren Dresdens an. Kammermusikfreunde pilgern dann fast täglich in die Evangelische Kirche oder ins Schloß, selbst manche Dresdner suchen sich ein Quartier im Ort, statt täglich zu fahren, außer Konzerten gibt es schließlich noch drei öffentliche Proben!

Die ersten Tage gehören den Akademisten, auch in diesem Jahr war es nicht anders. Am Sonntag vor dem Festival trafen sich die Studenten zum ersten Mal – 32 waren aus 470 Bewerbern ausgesucht worden. Mittlerweile ist die Sommerakademie so etabliert, daß es manche Musikerin oder Musiker sogar mehrfach in die Auswahl geschafft haben, wie Oboist Max Vogler (zweimal) oder die Medizinstudentin (!) Franziska Hodde (Viola, dreimal). Neben Akademiedirektorin Mira Wang und dem Dirigenten Josep Caballé Domenech kümmerten sich die Tutoren Olli Mustonen, Narek Haknazaryan, Jan Vogler, Pauline Sachse und Paul Huang um die Nachwuchsmusiker – keine von ihnen hatte zuvor zusammen gespielt. Um so höher muß man bewerten, was sie in wenigen Tagen an Orchester- und Kammerwerken für unterschiedliche Programme erarbeiteten: einem musikalischen Abend mit dem Freundeskreis des Festivals am Mittwoch folgte ein Werkstattkonzert am Donnerstag in den Elbe-Flugzeugwerken – da war für nichts anderes Zeit als

lesen Sie weiter auf Seite 24

# Veneto

(Villa Emo, Deckenfresko)



*Photo: NMB*

# Marceline Desbordes-Valmore

(1786 bis 1859)

## Les Éclaires

Orages, de l'amour, nobles et hauts orages,  
Pleins de nids gémissants blessés sous les ombrages,  
Pleins de fleurs, pleins d'oiseaux perdus, mais dans les cieux,  
Qui vous perd ne voit plus, éclairs délicieux!

## Blitze

Gewitter ihr der Liebe, herrlich, frei!  
Gewalt'ge Flammen an den Himmel schreibt,  
Wenn auch der Sturmwind schlug ein Nest entzwei,  
Verirrte Vögel wirbelt durch die Welt  
Und stolze Blüten bricht. – Armselig bleibt,  
Wem eure Blitze nie den Blick erhellt.

*Nachdichtung: Karl Schwedhelm*

*gefunden in: Marceline Desbordes-Valmore, Ausgewählte Gedichte, Roland-Verlag, Bühl / Baden, 1947*

für Vorbereitung und Proben! Am Freitag ging es zum traditionellen Gastkonzert nach Bad Elster, wo zum ersten Mal das komplette Abendprogramm (zuvor waren jeweils einzelne Sätze gespielt worden) erklingen sollte: Intermezzo und Nocturne aus Felix Mendelssohns Schauspielmusik »Ein Sommernachts Traum«, Wolfgang Amadé Mozarts Konzert für Flöte, Harfe und Orchester KV 299 sowie Franz Schuberts Sinfonie B-Dur (D 485).



Vom Flieger direkt zu Mozart: Benjamin Beilmann (links) probt erstmals mit Paul Huang, Richard O'Neill und Jan Vogler Mozart, Photo: Moritzburg Festival © P. Böhnhardt

Tags darauf gab es das Konzert noch einmal – auch das ist traditionell: der Auftakt findet jeweils mit allen Akademisten in der Gläsernen Manufaktur des Festivalpartners Volkswagen statt. Und es zeigte sich: das Orchester war bestens präpariert. Marina Piccinini (Flöte) und Annelene Lenaerts (Harfe) sind beide schon mehrfach in Moritzburg gewesen und schlüpfen diesmal in die Solistenrollen für die Eröffnung – fabelhaft! Vor allem zeigte sich, daß alle den Wagemut hatten, sich aufeinander einzulassen – eine zwingen-

de Voraussetzung für das, was in den kommenden Tagen noch folgen sollte und was den Kern des Moritzburg Festivals ausmacht: Kammermusik.

Und die stand ab Sonntag im Mittelpunkt. Im Park von Schloß Proschwitz gab es nicht nur Wein und (erstmalig) ein Festivaleis, sondern Quartette, Quintette, Duos; Streicher und Bläser mit Werken aus drei Jahrhunderten. In immer neuen Formationen spielten die Akademisten Sätze aus bekannten und weniger bekannten Werken sowie manchen Pretiosen wie Franz Danzis Bläserquintett (Natalia Karaszewska / Flöte, Kilian Debus / Oboe, Patricia Duarte / Klarinette, Céline Camarassa / Fagott und Aina Amengaud Cantallops / Horn) oder Gioachino Rossinis Duo für Violoncello (Atticus Mellor-Goldman) und Kontrabaß (Miguel Pliego García). Für die »Lange Nacht« wenige Tage später durften sie dieses Programm noch einmal aufgreifen – jetzt kamen noch Werke mit Klavierbeteiligung hinzu.

Zur »Langen Nacht« gehört nicht nur eine berückende Vielfalt von Werken und eine nicht minder verblüffende Qualität der Darbietungen, sondern überdies die Kür der Festivalpreise. Sie gingen 2018 an Che-Lun Liu und Amy Sze (Violinen), Edit Pitts (Viola), Simon Eberle (Violoncello) und Heidi Rahkonen (Kontrabaß) für Luigi Boccherinis Streichquintett D-Dur (Kategorie 18. Jahrhundert), Grant Houston und Kristi-

na Marusic (Violinen), Franziska Hodde und Roni Chazan (Violoncello) für eine fabelhafte Darbietung Edvard Griegs Streichquartett Opus 27 (19. Jahrhundert) sowie an Marie Leonhardi und Hyesook Lee (Violinen), Franziska Hodde und Simon Eberle, die zwei Miniaturen aus Paul Hindemiths »Minimax« gespielt hatten (20. Jahrhundert) – manche der Musiker waren in mehreren Ensembles angetreten.

Mit ihrem Enthusiasmus und in der Qualität kommen die Akademisten den arrivierten Teilnehmern manchmal schon recht nahe – die besten Studenten wurden schon immer im Hauptprogramm eingesetzt. Auch Abigél Králik war 2016 noch einfache Teilnehmerin der Akademie. Im vergangenen Jahr, nun schon Konzertmeisterin, sprang sie in den »richtigen« Konzerten ein, im Sommer war sie dort mehrfach zu erleben.



Zentraler Aufführungsort: Speisesaal von Schloß Moritzburg, Photo: Moritzburg Festival © Sylvio Dittrich

Manche der Künstler hatten besonders prägende Auftritte, wie Olli Mustonen, aber auch Arnaud Sussmann oder der kurzfristig angereiste Alexander Sitkovetski – beide glichen einen krankheitsbedingten Ausfall aus und zeig-

ten sich nicht nur als hervorragende Spieler, sondern ebensolche Primarii. Gleiches gilt für Benjamin Beilman, der 2016 das erste Mal dabei war. In diesem Jahr kam er direkt vom Flughafen in die Probe und spielte mehrfach die erste Geige, auch das abschließende Mendelssohn-Oktett durfte er leiten. Kammermusikfreunde können ihn bald schon wieder erleben, denn am 26. Oktober beginnen die Meisterkonzerte auf Schloß Albrechtsberg mit ihm und der Pianistin Danae Dörken.

In den zwei Augustwochen war viel zu erleben – die intime Atmosphäre des Konzertes in der kleinen Kirche von Steinbach, ein Portrait und Konzerte mit Avi Avital, Werke des Residenzkomponisten Dai Fujikura. Was war nun das schönste, beste am Jahrgang 2018? Ob Haydns Sonnenaufgangs-Quartett, Edward Elgars Klavierquintett oder Fanny Mendelssohns zauberhafte Lieder, ob Musiker wie Yeree Suh (Sopran), Floris Mijnders (Violoncello) oder Nils Mönkemeyer (Viola) – Glanzpunkte gab es viele, wir fügen sie den liebgewordenen Erinnerungen hinzu und freuen uns auf 2019!

*Die Neuen (musikalischen) Blätter haben viele der Konzerte besucht. Lesen Sie die ausführlichen Rezensionen auf unserer Internetseite.*

*Das nächste Moritzburg Festival findet vom 10. bis 25. August 2019 statt.*

*Bereits am 26. Oktober gibt es das erste Meisterkonzert der Saison mit Benjamin Beilman und Danae Dörken auf Schloß Albrechtsberg.*

## Leben als Bildbeschreibung

Nobelpreisträger Patrick Modiano meldet sich zurück

Kurz nachdem Patrick Modiano 2014 den Literaturnobelpreis bekommen hatte, erschien sein bislang letzter Roman »Damit du dich im Viertel nicht verirrst« (unsere Rezension in Ausgabe 18). Nun meldet sich der Schriftsteller zurück und legt gleich zwei neue Bücher vor: »**Schlafende Erinnerungen**« ist der langerwartete neue Roman, und sogleich erscheint Modianos erstes Theaterstück »**Unsere Anfänge im Leben**«.

Wie schon so oft spürt der Autor einem Leben nach, das sich – der Titel bereits deutet es an – mehr aus Erinnerungen zusammensetzen scheint als aus Gegenwärtigem. »Ich« blickt auf seine Jugend zurück, auf eine Zeit vor etwa 50 Jahren, und auf die Begegnungen und Menschen damals.

Das Beschreiben von Stimmungen beherrscht Patrick Modiano nach wie vor glänzend. Man geht mit ihm durch Paris (über und auf sage und schreibe 80 Straßen und Plätze, elf Metrostationen sowie 24 andere Orte, wie Kirchen oder Hotels allein in Paris...

*Leseprobe*

*Anfangs hatte ich Angst, allein herumzuschlendern, doch um mich zu beruhigen, folgte ich immer demselben Weg: Rue Fontaine, Place Blanche, Place Pigalle, Rue Frochot und Rue Victor-Masé bis zur Bäckerei an der Ecke*

*Rue Pigalle, ein komischer Ort, der die ganze Nacht offen hatte und wo ich mir ein Croissant kaufte.*

Paris im Winter, Paris im August, wenn es heiß ist und nur wenige Menschen da sind. Wenn der Erzähler sich an seine Jugend erinnert, in der er versuchte, ein Mädchen anzurufen, hat man praktisch das Bild einer verlassenen Wohnung vor sich, in der ein Telephon einsam klingelt, das keiner abnimmt (in unseren Tagen mit Handys und Telephonbildschirmen, welche die Nummer oder den Namen des Anrufers anzeigen, wäre eine solche Szene praktisch undenkbar).

*Der liebste Augenblick des Tages war mir immer ein Wintermorgen in Paris zwischen sechs und halb neun, wenn noch Dunkelheit herrschte. Eine Atempause, bevor der Tag anbrach. Die Zeit war in der Schweben, und man fühlte sich leichter als gewöhnlich.*

Patrick Modiano gelingt es erneut, kinematographische Momentaufnahmen zu schaffen und seine Leser mitzunehmen, an die Häusergruppe mit der Backsteinfassade an der Porte de Champerret oder an jenes Haus mit dem Gittertor, Rue du Val-de-Grâce Nr. 9.

*Vielleicht hatte ich diese Madame Hubersen bis auf den heutigen Tag aus meinem Gedächtnis löschen wollen, so, wie auch andere Leute, die mir in jener Zeit – sagen wir zwischen siebzehn und zweiundzwanzig – über den Weg*

gelaufen waren.

*Aber nach einem halben Jahrhundert sind die paar Menschen, die Zeugen waren für unsere Anfänge im Leben, endgültig verschwunden – und übrigens frage ich mich, ob die meisten von ihnen eine Verbindung herstellen würden zwischen dem, was aus einem geworden ist, und dem verschwommenen Bild, das sie bewahrt haben von einem jungen Mann, dessen Namen sie nicht einmal sagen können.*

Elisabeth Edl hat auch dieses Buch Patrick Modianos übersetzt, wieder behutsam und mit einer Sprache, die ebenso zurückreicht wie die Erinnerungen, die noch ein »Trottoire« kennt und einen »Fahrdamm«. Das alles ist so ungeheuer stimmungsvoll, daß man es sich als Film vorstellen kann, mit Bruno Ganz vielleicht, wortkarg, Zigarette rauchend, sinnierend. Wirkliche Spannungsmomente bleiben dem Roman allerdings versagt – wie auch, doch wer hätte das erwartet bei einem Roman von Patrick Modiano mit diesem Titel? Es passiert praktisch nichts und es ist fast nichts passiert, selbst in der Vergangenheit. Kaum jemand kann das treffender festhalten als Patrick Modiano.

In »Unsere Anfänge im Leben«, Patrick Modianos erstem Theaterstück, trifft der Leser erneut auf einen »Jean«. Er, Schriftsteller, ist mit einer Schauspielerin liiert, die gerade Tschechows »Die Möwe« probt, das nicht als Stück



*Patrick Modiano »Schlafende Erinnerungen«, Roman, 112 Seiten, 16,- €, (auch als e-Book: 11,99 € und als Hörbuch von HörbuchHHamburg, gesprochen von Frank Arnold: 13,95 €) sowie »Unsere Anfänge im Leben«, Theaterstück, beide: aus dem Französischen von Elisabeth Edl, fester Einband, Schutzumschlag, erschienen bei Hanser*

im Stück, aber als intertextueller Bezug immer wieder aufscheint. Dominique, Jean, seine Mutter Elvire und deren Freund Caveux scheinen sich mit den Rollen von Nina, Konstantin, Irina und Trigorin zu decken. Modiano überblendet den Text der Proben mit dem Text der Szenen seines Buches, die Protagonisten selbst erkennen diese Analogie.

**ELVIRE**

*Wir kommen dich holen, mein Kleiner ... Wir wollten dich retten vor diesem abscheulichen Mädchen ...*

**JEAN (scheint nicht zu verstehen)**

*Was für ein abscheuliches Mädchen?*

**ELVIRE**

*Aber du weißt doch ... sie spielt Tschechow ...*

*Sie will ihn umarmen.*

*Mein großer Junge ...*

*Aber er stößt sie vorsichtig weg.*

So wie die Konturen der Figuren verwischen, verwischen die sichtbaren Kontraste auf der Bühne durch Modianos häufige Anweisungen zur Beleuchtung. Ausstattung und Szenen sind minimal, Dialoge und Monologe dominieren, und auch hier sind es die Erinnerungen, die geweckt, verdrängt, gesucht werden.

*Halbdunkel. Jean als Silhouette, von hinten. Er steht reglos da.*

**JEAN**

*Ich will die Jahre nicht zählen ... Mir scheint, alles ist immer noch so lebendig ... Es gehört nicht in die Vergangenheit ... Aber wenn ich zurückdenke, überkommt mich jäh ein Gefühl der Leere ... Niemand mehr, mit dem man darüber reden kann ... Außerdem hätte ich nur mit dir darüber reden wollen ... Ich fürchte, manche Details habe ich vergessen ... Hinter dem kleinen Raum, wo der Bühnenmeister des Theaters saß ...*

Die Vaterlosigkeit, der Mutterkonflikt, die Frage nach dem Ursprung – Patrick Modiano wirft dies nicht zum ersten Mal auf. Nicht erst seit seiner »Pariser Trilogie« ist er, sind seine Figuren auf der Suche nach Vergangenheit, Ursprung und Herkunft – es macht ihre Identität aus. Mit dem Verlöschen des Lichtes im Theater verschwinden die Figuren auf der Bühne, mit dem Ver-

löschen der Erinnerungen verschwinden die Identitäten der Personen. Ist Jean also ein »Erinnernder« oder ein verlassener, alleingelassener Mensch?

Man kann gespannt sein zu erleben, wie den Worten aus »Unsere Anfänge im Leben« auf der Bühne Leben eingehaucht wird.

## Richard Wagners Erbe lebt

Gastbeitrag: Richard Wagner  
Ortsverband Dresden e. V.

Die Wurzeln der abwechslungsreichen Geschichte unseres Verbandes führen bis zur Gründung des »Richard-Wagner-Verbandes deutscher Frauen« im Jahr 1909 zurück, sein heutiges »Gesicht« als Ortsverband und »e. V.« erhielt er mit der Neugründung am 23. Juni 1990 im Lohengrinhaus Graupa. Musikwissenschaftler und Künstler wie Prof. Gerd Schönfelder, KS Ilse Jahns-Ludwig und KS Eleonore Elstermann prägten viele Jahre das Erscheinungsbild des Verbandes.

Die Bedeutung Dresdens für Richard Wagners Entwicklung als Komponist und Dirigent wurde besonders im Jahr 2013, dem 200. Geburtstag Wagners, hervorgehoben, in dem die ganzjährigen Feierlichkeiten unter das Motto gestellt wurden: Dresden-wo Wagner WAGNER wurde.

Unser Ortsverband wirbt mit einem sehr interessanten und abwechslungsreichen Programm um neue Mitglieder gedenk der eigenen Zielstellung, das Verständnis für Wagners Werk zu

vertiefen, seine Kulturideale zu verbreiten und den Menschen näher zu bringen.

Vor allem sind wir bestrebt, regional und international bekannte Künstler unseren Mitgliedern und Gästen hautnah vorstellen zu können. In jüngster Vergangenheit ist uns das u. a. mit Künstlern wie KV Prof. Eckart Haupt (Soloflötist), Richard Vardigans (Dirigent, Pianist), Peter Kopp (Chordirigent), Frank Blümel (Tenor), Evelyn Herlitzius (Sopran), Johann Tilli (Bass), Georg Zeppenfeld (Bass) und Michael Hurschell (Dirigent) eindrucksvoll gelungen, aber auch Wissenschaftler wie Prof. John und Prof. Burckhardt standen vor unserem Publikum.

Unsere Veranstaltungen sollen unterschiedlichste Interessen berücksichtigen und umfassen neben Vorträgen und Konzerten auch Fahrten zu Opernhäusern, Konzertsälen, Museen und ähnlichem im In- und Ausland. Darüber hinaus werden Studienreisen unternommen und dem musikalischen Nachwuchs ein Podium für Auftritte geboten. Unser Verband fördert deshalb junge Sängerinnen und Sänger, Instrumentalisten, angehende Kapellmeister und Musikwissenschaftler, indem wir jährlich mindestens zwei von ihnen die Teilnahme an den Bayreuther Festspielen im Rahmen des Richard-Wagner-Stipendiums ermöglichen. Der Richard-Wagner-Stipendienstiftung werden zu diesem Zweck durch unseren Orts-

verband jährlich ein Teil der Beitragseinnahmen und Spenden zur Verfügung gestellt und förderwürdige »Stipendiaten-Kandidaten« vorgeschlagen.

Bis zum heutigen Tag verwirklichte unser Verband – ganz im Sinne Richard Wagners – 59 jungen Künstlern diesen Stipendiaten-Aufenthalt bei den Bayreuther Festspielen. Bleibende Eindrücke von den Operaufführungen, den Begegnungen mit Künstlern aus aller Welt, dem damit verbundenen Gedanken- und Erfahrungsaustausch und der Festspielatmosphäre bei geselligen Treffs wurden unseren Stipendiaten unvergesslich – mehr verrät der Bericht von Nikolaus Nietzsche, einem der Stipendiaten dieses Jahres, auf der folgenden Seite.



Ehrenmitglied KS Georg Zeppenfeld anlässlich eines Porträtnachmittages,  
Photo: Richard Wagner Verband  
Dresden

In diesem Jahr hatten wir die Freude, drei Stipendiaten nach Bayreuth schicken zu können, da die dafür notwendigen zusätzlichen Spenden erfolgreich von uns akquiriert werden konnten. Unter den sechs Bewerbern setzten sich neben dem bereits erwähnten Nikolaus Nitzsche (Bariton) Sofia von Freydorf (Violoncello) und Jacob Wagler (Trompete) mit bemerkenswerten Leistungen in ihren Konzertbeiträgen durch.

nommen haben. Im Rahmen unserer Veranstaltung »Wagner – weltweit« im Festsaal des Jagdschlusses Graupa erlebten viele Zuschauer im Frühjahr dieses Jahres voller Begeisterung KS Georg Zeppenfeld im Gespräch, aber auch mit selten zu hörenden Liedern, natürlich mit Wagner-Musik und der feierlichen Übergabe der Ernennungsurkunde zum Ehrenmitglied.

Gleiches konnten wir schon im vergangenen Jahr im Zusammenhang mit unserer jährlich stattfindenden Mitgliederversammlung erleben. Mit einer entsprechenden Laudatio, untermalt von musikalischen Kostbarkeiten aus der Konserve, wurde die künstlerische Lebensleistung von KS Barbara Hoene beleuchtet. Ihre seit vielen Jahren enge Verbundenheit, gekennzeichnet

## Reisebericht

von Nikolaus Nitzsche

Am Sonntagnachmittag (5. August) trudelten wir in Bayreuth ein. Schon am Bahnhof traf man die ersten Stipendiaten. Knapp 250 junge Leute aus aller Welt kommen jedes Jahr in Bayreuth zusammen, um den Kosmos Wagner und Bayreuth näher kennenzulernen.

Der erste Abend war eine gemütliche Kennenlernrunde ganz im fränkischen Sinne, mit Grillkost und Bier. So schloss man erste neue Bekanntschaften oder traf Menschen wieder, die man aus Vorspielen, Meisterkursen und Ähnlichem schon kannte. Denn bekanntlich ist die Musiker-Szene immer wieder kleiner, als man denkt. An den folgenden Vormittagen fanden Veranstaltungen für uns Stipendiaten statt, wo uns z. B. der Bürgermeister, der Leiter des Wagnermuseums und andere Vertreter der Stadt Bayreuth und der Festspiele empfingen. Es war sehr angenehm

zu merken, dass alle den »Wagner-Nachwuchs« sehr offenherzig begrüßen und große Hoffnung darin haben, dass unsere Generation in diese Tradition hereinwachsen wird und im besten Falle der oder die Eine von uns vielleicht einmal in Bayreuth selber tätig wird. An allen Stellen wurden wir sehr herzlich empfangen und sowohl die Stadt als auch die Menschen zeigten sich uns immer von der besten und freundlichsten Seite. Neben den Empfängen bekamen wir eine Führung im Festspielhaus, erlebten eine Stadtführung und sahen das markgräfliche Opernhaus (ja, Bayreuth hat nicht nur das Festspielhaus!). Auch besuchten wir die Villa Wahnfried mit dem Grab Wagners und das Wagner Museum.

Mehrfach hatten wir die Chance, den Einführungsvorträgen beizuwohnen, um so noch einmal mit aufgefrischem Wissen zum Libretto und vor allem vielen Hinweisen zu den Inszenierungen das eine oder andere



Auch KS Barbara Hoene ist Ehrenmitglied des Verbandes, Photo: Richard Wagner Verband Dresden

Voller Stolz können wir aber auch darauf verweisen, dass »gestandene« Künstler mit internationalem Renommee sich von der Arbeit in unserem Verband überzeugt haben und als Ausdruck dessen die Ehrenmitgliedschaft in unserem Verband ange-

# unterstützt Stipendiaten

durch unterschiedlichste Engagements bei Veranstaltungen mit unserem Ortsverband, erfuhren ihre Würdigung in Form der Überreichung der Ernennungsurkunde zum Ehrenmitglied. Auch diese Veranstaltung fand im Festsaal des Jagdschlusses Graupa statt.

An dieser Stelle ein herzliches Dankeschön den Wagnerstätten

Graupa (KTPmbH) für die uneigennützig und angenehm kooperative Zusammenarbeit.

Manchem Rat und Hinweis durch unsere Ehrenmitglieder folgend glauben wir, unseren Idealen der Verbreitung von Musik und dem künstlerischen Verständnis Wagners noch besser gerecht zu werden. Zu allen von uns organisierten Veranstaltungen sind des-

halb interessierte Gäste jeder Zeit herzlich willkommen und unsere Veranstaltungen sind grundsätzlich gekennzeichnet durch freien Eintritt.

*Klaus Weinhold, Vorsitzender*

*weitere Informationen / Kontakt:  
richard-wagner-verband-dresden.de  
wagnerverband.dresden@yahoo.de*

am Abend zu verstehen, was wir ohne Erklärung manchmal nicht gekonnt hätten. Jedoch blieben einige Sachen trotzdem nicht erklärbar, wie z. B. Gottfried in Gestalt eines »Ampelmännchen« im Lohengrin.

Nach all den Veranstaltungen, die unser Wissen rund um den Kosmos Wagner und Bayreuth erweitern sollten, kam am Abend der große Höhepunkt des Tages: die Vorstellung im Festspielhaus. Als erstes sahen wir »Lohengrin«, die Neuinszenierung der Festspiele. Es ist immer wieder großartig zu hören und zu sehen, auf welchem Weltklasse-Niveau in allen Bereichen in diesem Haus gearbeitet wird: von der Technik, über den Chor, das Orchester bis zu den Solisten – das ist einfach einmalig und ein Hochgenuss. Das Einzige, was diesen Hochgenuss ein wenig trüben kann, wenn man nicht weiß, worauf man sich einstellen muss, sind die »Bedingungen« im Festspielhaus. Gerade bei höchst sommerlichen Außen-

temperaturen zerfließt man fast auf den Holzklappstühlen im Saal des Festspielhauses. So nutzten wir eine Pause im Tagesablauf vor der Aufführung vom »Fliegenden Holländer« und kühlten uns in einem der Seen im Umland von Bayreuth ab. Als drittes Stück sahen wir »Parsifal«. In der ersten Pause trafen wir uns mit Frau Ficker, der Stipendiaten-Beauftragten des Dresdner Richard-Wagner-Verbandes und ihrem Gatten auf ein kühles Getränk, um unsere Eindrücke zu berichten und um uns über das bereits Gesehene auszutauschen.

Am letzten Abend unseres Aufenthaltes fand das Stipendiatenkoncert statt. Ausgewählte Stipendiaten bekamen hier die Chance, vor den anderen Stipendiaten, den Vorsitzenden verschiedenster Wagner Verbände und geladenen Gästen, ihr Können zu beweisen.

Alles in allem waren die Tage etwas ganz Großartiges und Unvergessliches. Dadurch, dass man sich die kompletten Tage



Stipendiaten 2018 (von links): Nikolaus Nitzsche, Sofia von Freydorf, Jacob Wagler, Photo: Richard Wagner Verband Dresden

nur mit Wagner, seinem Leben, seinem Werk und seiner Denkweise befassen konnte, war es möglich, in diese Welt ganz tief einzutauchen und vieles zu begreifen. Es war toll zu erleben, wie all diese jungen Künstler sich damit befassen und vor allem auseinandersetzen. Viele Diskussionen und Gespräche wurden geführt über die Besuche der Vorstellungen, bei de-

*lesen Sie weiter auf Seite 32*

(1807 bis 1882)

## Das Geisterschiff

In Mather's Magnalia Christi  
Aus der alten Ansiedlerzeit,  
Da könnt ihr in Prosa lesen,  
Was hier euch im Liede bereit.

Ein Schiff verließ Neuhafen,  
Als es kalt und stürmisch weht',  
Es füllt ihm die Segel beim Scheiden  
Manch braven Mannes Gebet.

„O Herr, sprach der greise Pastor, —  
Sollt' es dein Wille sein,  
Unsre Freunde im Meer zu begraben  
So nimm sie, denn sie sind dein !“

Und Meister Lamberton murmelt'  
Vor sich, in Worten karg :  
„Das Schiff ist alt und gebrechlich.  
Ich fürcht', es wird uns zum Sarg !“

Und die Schiff', die aus England kamen,  
Als der Winter nun war entflohn,  
Sie brachten keine Zeitung vom Schiffe,  
Noch vom guten Lamberton.

Das Volk, das betete brünstig,  
Um Kunde zu erflehn,  
Was der Herr mit so theuern Freunden  
Allweise ließ geschehn.

Es war im Monat Juni  
Vor Sonnenuntergang,  
Daß gnädig Gott erhörte  
So heißen Gebetes Drang,

Als draußen landwärts steuernd  
Ein Schiff alle Augen bannt,  
In dem man das lang vermißte.  
Lambertons Schiff erkannt.

In einer Wolke von Segeln  
So lief es gegen den Wind,  
Und Mann für Mann erschaute  
Man auch das Schiffsgesind.

Da versank verstrickt in die Tuae  
Der Topmast, straff gespannt,  
Wie Wölkchen zerstoben die Segel,  
Gerefft von Geisterhand.

Die Maste mit all dem Gestänge  
Entschwanden dem Gesicht,  
Der Rumpf zerrann gleich Nebeln  
Der See im Sonnenlicht.

Und unter den Zeugen des Wunders  
Nun wurde die Rede laut,  
Daß sie des gesunkenen Schiffes  
Gespenstigen Schatten erschaut,

„So laßt den Herrn uns loben,  
Der Seelenhirte rief, —  
„Daß er, unser Herz zu beruhigen,  
Gesandt uns das Geisterschiff !“

*Nachdichtung: Friedrich Marc*

gefunden in: »Ausgewählte Gedichte Longfellow's«, ca. 1890, Philipp Reclam jun.

# Veneto

(Villa Emo, Wandfresko im Grotteskenzimmer)



Photo: NMB

nen natürlich jeder seine eigene Meinung hatte und jeder an den Besuch die höchsten Ansprüche stellte – man war ja in Bayreuth und nicht irgendwo. Aber auch über die Materie Wagner und geschichtliche Hintergründe wurde viel miteinander

gesprochen. Gerade die 1930er und 1940er Jahre sind ein Thema, welches immer mehr aufgearbeitet wird und über das immer wieder viel gesprochen wurde. Allumfassend ist es bei allen Diskussionen immer wieder die Musik und die

Bühnenkunst, die alle Bewunderer Richard Wagners zusammenbringt und vereint. Und so sagten wir zum Abschied, euphorisiert von allen Erlebnissen und Eindrücken: »Bayreuth, wir kommen wieder!«

## Irrwitziger Wettlauf

Beka Adamaschwili »Bestseller«

Der Begriff »Sonar« meint ein Ortungsverfahren, das zum Beispiel in der Nautik angewendet wird, um Wassertiefen oder Abstände per Echolot zu bestimmen. Der Verlag Voland & Quist lotet mit seiner Sonar-Reihe die neue Literatur aus, bringt Erstveröffentlichungen und Debüts junger Autoren heraus. Im Juni wurde »Liebesroman« von Ivana Sajko (Übersetzerin: Alida Bremer) mit dem Internationalen Literaturpreis 2018 des Hauses der Kulturen der Welt ausgezeichnet – auf »Liebesroman« sind also viele aufmerksam geworden. Wir stellen ihnen deshalb, Sonar-Buch 21 vor.

Beka Adamaschwili hat mit in Zeitschriften veröffentlichten Kurzgeschichten und als Blogger auf sich aufmerksam gemacht. »Bestseller« wurde 2014 in Georgien ein großer Verkaufserfolg und kam darüber hinaus auf die Shortlist des SABA- und Tsinandali-Preises. Nun ist das Buch in deutscher Übersetzung erschienen.

Pierre Sonnage, ein Schriftsteller

aus Cannes. Immerhin hat er schon mehrere Bücher veröffentlicht, dazu Erzählungen. So gut wie Beigbeder, Le Clézio oder Houellebecq ist er zwar nicht (sagt Pierre selbst), aber auch nicht erfolglos. Pierre sieht in einem Leben ohne Ruhm (und ohne Familie) offenbar keinen tieferen Sinn (oder es fehlt ihm die Aussicht auf einen Höhepunkt), und so beschließt er, um seiner Bekanntheit und Nachhaltigkeit willen, sich an seinem 33. Geburtstag umzubringen.

Bereits am Ende des ersten Kapitels ist Pierre Sonnage tot, doch nun geht es erst richtig los, denn er landet in der Literatenhölle, wo Pierre von Dante Alighieri empfangen wird. Der ist nicht der einzige berühmte Schriftsteller hier. Edgar Allan Poe, Arthur Conan Doyle, Antoine de Saint-Exupéry und weitere folgen. Die Hölle der Literatenhölle besteht unter anderem darin, daß man für das bestraft wird, was man seinen Lesern angetan hat. Zunächst muß Pierre aber ein Rätsel lösen bzw. herausfinden, was nun seine Strafe sein wird. Und bald hat er einen Widersacher...

*Leseprobe*

*»Wie schon gesagt, das ist die Literatenhölle«, Dante hob in einem Ton an, in dem öffentliche Redner sprechen, wenn sie mit einem Filzstift irgendwas an die Tafel malen und sich für klüger halten als alle Zuhörer. »Es hat sich herausgestellt, dass es überhaupt keine Höllenkreise gibt und die Hölle weitaus weniger beängstigend ist, als ich gedacht hatte. Wie heißt es so schön: ›Geh in den Himmel wegen des Klimas, zur Hölle wegen der Gesellschaft.«<sup>10</sup>*

<sup>10</sup> Hier weist der Autor Dante darauf hin, dass es bei der Verwendung fremder Zitate nicht schlecht wäre, Autorenrechte zu beachten.

Nicht nur Pierre und Edgar Allan Poe machen sich auf den Weg und eine Suche, auch Claude (ein wirklich erfolgloser Schriftsteller) und Lucy, Pierres größte Verehrerin. Beka Adamaschwili führt die Handlungen abwechslungsreich parallel und verknüpft sie immer wieder miteinander – Pierre, Lucy und Claude sind eng miteinander verbunden.

*Pierre merkte, dass sie in eine Sackgasse geraten waren. H. G. Wells hatte weder eine Vorstel-*

lung von dem Ganzen noch davon, warum er eine Vorstellung haben sollte.

»Meiner Meinung nach gibt es hier irgendeinen Fehler«, H. G. Wells war zu faul zum Schulterzucken, »ich habe keinen einzigen Hinweis bekommen ... oder vielleicht hab ich einen bekommen, aber Außerirdische haben mich entführt, mein Gehirn gewaschen, mich ausgetauscht und jemand ganz anderes an meiner Stelle zurückgebracht ... In Wirklichkeit ist mein wahres ›Ich‹ jetzt auf einem anderen Planeten und kann nur zurückkehren, wenn aus einer Parallelwelt noch ein weiteres ›Ich‹ in diese Dimension geschickt wird, welches zwei Jahrhunderte früher als ich geboren wurde, und möglicherweise ...«

Unterhaltsam und gewitzt treibt der Autor das Tempo an, steigert die Spannung, zündet ein Feuerwerk ironischer Einwürfe, Kommentare und Abschweifungen. In 49 Fußnoten kommentiert er sein Werk, tritt in kaum weniger Kommentaren als »der Autor« auf und fügt dem noch hinzu, was Pierre selbst denkt.

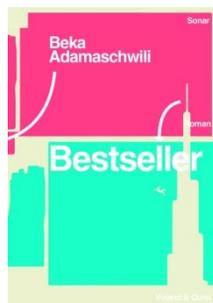
Diesen Gedanken musste Conan Doyle sich erst durch den Kopf gehen lassen, er verwarf ihn aber schnell, da beim Verbinden der Punkte eine so seltsame Pfeife entstand, dass selbst René Magritte<sup>43</sup> vor Neid erblasst wäre.

[Hier seufzt der Autor und entschließt sich, Pierre einen Geistesblitz zu bescheren –

einmal noch und dann nimmermehr.]

43 Das ist keine Anmerkung. Der Autor möchte einfach mitteilen, dass ein Gemälde von René Magritte gemeint ist, welches eine Pfeife mit der Aufschrift »Das ist eine Pfeife« darstellt.

Dieses Feuerwerk ist absurd und amüsant, in seiner Fülle aber überdreht wie ein Film mit Extralänge, der sich aus einer Folge von Slapstickszenen zusammensetzt. Auf den über 170 Seiten ermüden irgendwann die Lachmuskeln. Aber wer gern Rätsel löst und Freude an satirisch-humoristischen Postings hat, findet hier vielleicht eine neue Variante derselben.



Beka Adamaschwili »Bestseller«, Roman, aus dem Georgischen von Sybilla Heinze, Voland & Quist, fester Einband, Farbdruck, 176 Seiten, 22,- €, auch als e-Book (9,99 €)

## Endlich Frieden?

Aristophanes »Lysistrata« in der Dresdner Theaterruine

### DAS STÜCK

Ganz Griechenland ist im Krieg – nicht nur Athen und Sparta, auch Theben und andere Provinzen befinden sich im Kampf. Die Männer sind nicht zu Hause oder kommen verwundet heim (oder nicht mehr) – ewig geht das schon so. Da beschließt Lysistra-

ta, die Akropolis zu besetzen. Sie und die anderen Frauen ziehen sich zurück und entziehen sich ihren Männern, verbarrikadieren sich – und warten ab. Am Ende können die Männer – schon der »ehelichen Pflichten« wegen – nicht länger verzichten und fügen sich in den Frieden.

Bis dahin gibt es allerdings einiges zu tun, denn die Frauen, zeigt sich, sind kaum weniger eigensinnig, streitsüchtig und verfeindet.

### INSZENIERUNG UND AUFFÜHRUNG

Die Theaterruine von Jörg Berger hat mit Aristophanes eine der bekanntesten und beliebtesten antiken griechischen Komödien auf die Bühne gebracht. Sie war nicht nur für Theateraufführungen, sondern auch für eine Oper von Paul Lincke Vorlage und hat in erotischen Graphiken Niederschlag gefunden.

Wie oft arbeitet die St. Pauli Ruine mit vorsichtigen Anpassungen, Modernisierungen und witziger Ausstattung. (Und wie meist ist das Publikum mittendrin oder sogar dabei – ausgewählte Besucher dürfen Proklamationen vorlesen.) Ein Kamerteam berichtet von den Ereignissen und holt den Konflikt ins Jetzt.

Yvonne Dominik als Lysistrata ist kämpferisch und bekommt den »Haufen Weiber« zwar nicht unter einen Hut, aber in die Akropolis. Zuvor flammt jedoch mancher Streit auf, zum Glück wird

es aber nur ein wenig »seifig« (wenn die politische Lage mit »Dynamo gegen Aue« gleichgesetzt wird).

Eindrucksvoll ist vor allem der Auftritt der Frauen in einem martialischen Kampftanz (»Haka«), wie man ihn von den neuseeländischen Aborigines kennt – Füße stampfen und Zunge herausstrecken, das sorgt für berechtigten Zwischenapplaus. Und schüchtert die Männer ein. Denn ob Ratsherr (Rainer Leschborn) oder sein Gefolge – zu sagen haben sie nicht viel.



Photos: St.-Pauli-Theaterruine

Daran mangelt es dann aber auch der Inszenierung, denn das Stück lebt eigentlich von der Schnelligkeit und dem Sprachwitz. Die Männer jedoch maulen und pöbeln nur (über den, der nichts macht, »und sowas haben wir gewählt!«), die zankenden Frauen verlieren sich oft in Belanglosigkeit oder im Blick auf das Smartphone. Nachbarin Kalinoké (Anne-Sophie Naumann) ist ziemlich simpel (wenn auch witzig) gestrickt – die »Masche« ist irgendwann verbraucht... Gelungen sind dagegen manche Ensembleszenen der Frauen, die Persönlichkeit Lysistratas sowie (vor allem!) das feurige Temperament Lampithos (Kirsti Schüller). Doch bleiben Witz und Schwung

manchmal auf der Strecke. Am Ende sind die Frauen (berechtigt) die Gewinnerinnen, denn sie sind kämpferischer, solidarischer. Im entscheidenden Moment, dem Friedenspakt am Kinderwagen, ist die Presse dann ausgerechnet nicht dabei, wenn es mit rotem Luftballon in Herzform nach »Ende gut – alles gut« aussieht.

## »Das Leben ist mit versäumten Gelegenheiten gepflastert.«

Romain Gary

»Frühes Versprechen« (so der Titel der Neuübersetzung von 2006) des französischen Autors Romain Gary ist ebenso Autobiographie wie Roman. Gary (eigentlich Roman Kacew) hat die Form nicht gewählt, um eine Distance zwischen »ich« und Autor zu schaffen und seine private Intimität zu schützen (wie es Maryam Madjidi tat, »Du springst, ich falle«, Ausgabe 29), sondern um ein Leben in Szene zu setzen. Der persönliche Blick, die Subjektivität und die Übersteigerung sind Teil seiner opulenten Ausschmückungen.

Schnell merkt der Leser: es ist nicht allein das »ich«, das hier erzählt wird, es geht vor allem um die Mutter und deren unbedingte, vereinnahmende, alles gebende und bedrängende Liebe zu ihrem Sohn.

Bereits früh muß der junge Roman Theatertexte lernen, Erwartungen entsprechen, üben, »die Augen zu heben«. Die durch

nichts zu erschütternde Hingabe der Mutter stellt den Sohn nicht nur auf einen Sockel, sie belastet ihn auch mit der Aufgabe, berühmt zu werden, Besonderes zu leisten, französischer Botschafter zu werden...

Von Vilnius, dem Geburtsort, geht es über Warschau nach Nizza, aus Roman wird Romain, aus Kacew Gary...

*Leseprobe*

*Marietta war eine junge Person mit großen, schelmisch blickenden Augen, einem solide im üppigen Becken verankerten Unterleib, festen, kräftigen Beinen und mit einem sensationellen Hinterteil ausgestattet, das ich während der Schulstunden anstatt und anstelle des Gesichts meines Mathelehrers vor mir sah.*

[...]

*Kurz, Mariette spielte in meinem Leben eine immer wichtigere Rolle –*

*[...] endlich geschah das Wunder! Ich erinnere mich an das über mich gebeugte Gesicht, an den schelmischen Blick, an die Hand, die meine Wange streichelte, und an die etwas heisere Stimme, die, nachher – während ich schwerelos irgendwo in einer besseren Welt schwebte –, zu mir sagte: »Hé, darfst es ihr nicht sagen. Hab halt nicht widerstehen können. Ich weiß schon, dass sie deine Mutter ist, ist aber trotzdem schön, so eine Liebe. [...]«*

[...]

*Die Episode mit Mariette nahm*

*ein abruptes Ende. [...] In meiner Euphorie nahm ich das Auftauchen meiner Mutter wahr, wie ich jedes andere Zeichen entfesselter Elemente wahrgenommen hätte: mit Nachsicht. Ich lächelte freundlich. Mariettes Reaktion war ungestümer. Sie schnellte mit einem durchdringenden Schrei aus dem Bett. Die darauffolgende Szene war ziemlich ungewöhnlich, doch ich nahm sie aus der Höhe meines Olympos nur zerstreut wahr. Meine Mutter hielt immer noch ihren Stock in der Hand; mit einem einzigen Blick hatte sie das Ausmaß der Katastrophe erfasst, sie hob den Arm und ging auf der Stelle zur Tat über. Der Stock sauste mit kräftiger Präzision auf das Gesicht meines Mathelehrers nieder.*

Mit einer Mischung aus Vertrauen in den Sohn, in die Zukunft, und nichts duldender Bestimmtheit führt die Mutter Regie im Leben Romains. Später noch, als Pilot im Krieg, wird er Gespräche mit ihr führen, ihre Einwände »hören«, dabei ist er in Afrika, viele tausend Kilometer von Nizza entfernt.

*Von meiner ersten Begegnung mit Frankreich habe ich die Erinnerung an einen Gepäckträger im Bahnhof Nizza bewahrt, mit seinem langen blauen Kittel, seiner Schirmmütze, seinen Ledergurten und einer blühenden Gesichtsfarbe aus Sonne, Meeresluft und gutem Wein.*

Gary nimmt sich Zeit (und Zeilen), seinen »Mutterkomplex« zu

durchleuchten und die (den Lesern und Kritikern unterstellten) Ödipus-Gedanken weitschweifig aus dem Feld zu schlagen. Und wenn ihn ein eintreffender Telefonanruf vor einer Katastrophe bewahrt, schwadroniert er schier endlose vier Seiten eigensinnig und etwas langatmig, bevor er endlich verrät, wer angerufen hat und weshalb. Dabei tut Gary das gar nicht des dramatischen Effektes wegen, sondern um nichts anderes zu befriedigen als den Narziß seines Mitteilungsbedürfnisses. Obwohl der Autor mitunter das Maß verliert, ist diese Weitschweifigkeit dennoch köstlich und bereichernd. Doch nicht immer ist der Rückblick so witzig und heiter wie die Schilderung der Kindheit (heiterer, als sie wirklich gewesen sein dürfte). Die Szenen der Mutter sind dem heranwachsenden Jüngling nicht selten peinlich. Ihr unbedingter Wille, Gerechtigkeit zu erfahren, läßt sie anderen gegenüber herrisch und ungerecht werden.

*Ich habe immer davon geträumt, von einer Frau moralisch, physisch und materiell ruiniert zu werden: Es muss ein wunderbares Gefühl sein, trotzdem etwas aus seinem Leben zu machen.*

Mit veröffentlichten Kurzgeschichten und dem Dienst bei der französischen Luftwaffe scheinen sich die Prophezeiungen der Mutter zu erfüllen, beginnt der Sohn, sein »Versprechen« einzulösen. Hier freilich ist Garys Sichtweise, wenn auch

nicht zynisch, so doch zuweilen befremdlich. Fünfzehn Jahre nach dem Krieg (als der Roman entstand) war seine Parteilichkeit, die Einteilung von Freund und Feind, unverändert. Seine Schilderungen sind desillusionierend, lassen jedoch ein relativierendes Moment vermissen. Und wenn er den Tod zweier Menschen, die »romantisch an Tuberkulose gestorben sind«, erwähnt, ist es nicht das einzige Mal, daß der Leser innehalten muß.

*[...] fand ich beim Betreten des Wohnzimmers einen Kolibri, der vertrauensvoll hereingeflogen war, weil er wusste, dass es mein Haus ist, doch ein Windstoß hatte die Tür zugeschlagen [...] Er saß winzig und bestürzt, vielleicht sogar verzweifelt und ergeben auf einem Kissen und weinte mit einer der traurigsten Stimmen, die ich je gehört hatte, denn seine eigene Stimme hört man nie. Ich öffnete das Fenster, und er flog davon. Ich bin nie so glücklich gewesen wie in jenem Moment, und ich war überzeugt, nicht vergeblich gelebt zu haben.*

In der Übersetzung von Giò Waeckerlin Induni ist »Frühes Versprechen« die blühende Exotik der fremden Länder und des vergangenen Jahrhunderts erhalten geblieben, und man erwischt sich dabei, Spaß zu haben, wenn man nachsieht, was Foulards, Canotiers, Echarpes, Djellabas oder Voltigeure waren und wie sie aussahen. Trotzdem hätte der Verlag dem Buch, das ein aus-

führliches Nachwort und einen biographischen Anhang hat, auch ein paar Fußnoten gönnen sollen – Pissaladière ist ein Zwiebelkuchen, Rahat Lokum ein Zuckergebäck und mit »RAF« ist hier nichts anderes als die Royal Air Force gemeint.

Romain Gary »Frühes Versprechen« (Originalausgabe 1960: »La Promesse de l'aube«), Roman, aus dem Französischen von Giò Waeckerlin Induni,

Schirmer-Graf, fester Leineneinband, Schutzumschlag, Lesebändchen, mit umfangreichem Anhang incl. Photos, 416 Seiten, deutsche Erstausgabe 1961: »Erste Liebe – letzte Liebe«, Übersetzung Lilly von Sauter, bei Piper, später dtv, im modernen Antiquariat, in der neuen Über-



setzung auch als Fischer Taschenbuch

Im August ist »Ein gewisser Monsieur Piekielny« von François-Henri Désérable bei C. H. Beck erschienen, worin der Autor eine reale Person aus Romain Garys Kindheit in den Mittelpunkt (einer Fiktion) stellt.



## Musikalische Biennale

Junges Musikpodium  
Dresden-Venice

Regelmäßig alle zwei Jahre Ende November besuchen die Neuen (musikalischen) Blätter die Konzerte des Jungen Musikpodiums in Dresden. Auch in diesem Jahr wird es Begegnungsmöglichkeiten geben: am 28. November findet eine öffentliche Probe im Landesgymnasium für Musik statt und am Tag darauf folgt ein Konzert in der Galerie Alte Meister, bevor das Podium einen weiteren Tag später auf Schloß Albrechtsberg zurückkehrt. Am 1. Dezember wird das Konzert im Musikinstrumentenmuseum Berlin wiederholt. Doch eigentlich sind diese Veranstaltungen nur der schöne Nachklang einer Hauptsache: eines Workshops im Veneto.

Vor etwa zwanzig Jahren entstand die Idee, die Musikbrücke Dresden – Venedig neu zu beleben bzw. zu begehen. In der Vergangenheit wurde sie schon oft beschritten und ist seitdem ei-



Die Villa Flangini beherbergt alle zwei Jahre die Schüler des Jungen Musikpodiums, wenn nicht gerade ein Phototermin ansteht, klingt aus (fast) jedem der Fenster Musik, Photo: NMB

gentlich nie abgebrochen – Claudio Monteverdi, Antonio Caldara und Antonio Vivaldi lebten in Venedig, Heinrich Schütz besuchte vor seiner Kapellmeisterzeit in Dresden Giovanni Gabrieli und kehrte später für einen weiteren Besuch zurück. Brahms, Händel, Mendelssohn ... – sie alle kamen in die Lagunenstadt, aus allen Regionen Europas. Dennoch ist

die Brücke Dresden – Venedig bzw. Venedig – Dresden eine besondere, maßgeblich geprägt von zwei Künstlerpersönlichkeiten des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts: Antonio Vivaldi und der Dresdner Kapellmeister Johann Georg Pisendel. Auch Pisendel besuchte Italien und Venedig, und man kann davon ausgehen, daß sich die bei-

# Dresden-Venice

den Musiker und Kollegen nicht nur kannten, sondern eng befreundet waren und einander schätzten. Antonio Vivaldi hat mehrere »*Concerti per l'orchestra di Dresda*« geschrieben, die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) beherbergt heute die größte Notensammlung Vivaldis außerhalb von Italien.

Die Region Venezien, das *Veneto*, hatte Ulli Gondolatsch schon lange fasziniert, bevor sie 1999 das Junge Musikpodium Dresden-Venice e. V. gründete. Ihr Ziel war es, Musikschüler noch vor ihrem Studium mit der venezianischen Musik vertrautzumachen. Und da die Initiatorin einerseits selbst in Frankreich und Italien studiert hatte und gleichzeitig für die Region Dresden und seine Beziehungen offen war, stand damals schon fest, daß neben Dresdner Schülern solche aus Italien und Frankreich sowie Osteuropa dabeisein sollten. Ein Jahr später war es dann soweit: etwa 15 Schülerinnen und Schüler machten sich auf den Weg, die Werke der venezianischen Meister dort zu studieren und aufzuführen, wo sie einst entstanden waren und erstmalig gespielt wurden – in Palazzi und Kirchen in und um Venedig.

Das Projekt war von Beginn erfolgreich, der organisatorische Aufwand erwies sich allerdings als enorm; gilt es doch, nicht nur Kandidaten zu wählen, sondern beständig Förderer und Mäzene zu finden und zu halten. Mittler-

weile ist das Podium auf etwa die doppelte Größe gewachsen, seit 2014 findet es im Biennale-Rhythmus statt. In diesem September machten sich an die 30 Schülerinnen (die in der Mehrzahl waren) und Schüler auf den Weg ins *Veneto*, um unter der kundigen Anleitung von Mentoren und in Zusammenarbeit mit Solisten eine Woche zu musizieren. Die NMB konnten erstmalig einen Teil des Workshops begleiten.



Gruppenbild mit Dame vor der Villa Emo – links außen die Initiatorin Ulli Gondolatsch, Photo: JMP, © Lina Margaretha Wagner

Eine Villa in Asolo, einem Städtchen nahe den Voralpen, war das Quartier des Jungen Musikpodiums. Hier trafen sich die Musiker mit den Maestri: Stefano Montanari, der langjährige Leiter, konnte aus terminlichen Gründen diesmal nicht dabei sein, für ihn sprang Massimo Raccanelli als Orchesterdirektor ein, der unter anderem in München bei Bruno Weil studiert hat. Eine der wichtigsten Integrationsfiguren, Bezugsperson, Vertrauter, Charmeur und ein umwerfender Musiker und seit mittlerweile vielen Jahren dem Podium verbunden ist der Lautenist Ivano Zanenghi. Als kongenialer

Lehrer kann er nicht nur Musik vermitteln, sondern trifft sich mit den jungen Leuten auf Augenhöhe – unabdingbar, wenn man auf diesem Niveau miteinander musizieren will! Ebenso seit langem dabei ist Cembalist Alberto Busetтини.

Die An- und Abreise zu und von den Konzerten erfolgte in der Regel gemeinsam mit dem Bus, die Maestri sitzen vorn, zumindest zu Beginn, für Stimmung und Scherze war immer Zeit, dann rückten alle näher zusammen. Das unterband ein professionelles Arbeiten keinesfalls. Schon die ersten Proben müssen gut gewesen sein, die Konzerte des letzten Wochenendes waren hervorragend. Das Vertrauen zueinander ist groß – Massimo Raccanelli ließ das Orchester in den Proben mehrfach allein spielen, um zu hören, wie es sich fügt und gemeinsam klingt. Im Konzert wurde eine Ciaccona Antonio Caldaras ohne Dirigenten gespielt, Bratschistin Alma Milbradt blätterte ihrem Nachbarn, dem Cellisten Petar Pejic, derweil die Noten um...



Die Maestri Ivano Zanenghi (links) und Alberto Busetтини (rechts), Photo: JMP, © Lina Margaretha Wagner

# Junges Musikpodium Dresden-Venice



Mario Brunello,  
Alessandro Cappalletto

Giulia  
Bolcato

Impressionen, Photos: JMP © Lina Margaretha Wagner

Mit dabei waren Alessandro Cappalletto (Violine) und Mario Brunello (Violoncello) als Solisten. Während Cappalletto mit federleichtem Bogenstrich und glühendem Temperament Vivaldis Violinkonzerte zauberte, als wären sie aus funkelndem Muranoglas, begab sich der Grenzgänger Brunello, der auch Jazz- und Weltmusik spielt, auf musikalische »Abwege« und nahm sich neben einem für sein Instrument transkribierten Violinkonzert Antonio Vivaldis ein solches von Johann Sebastian Bach vor, was beiden Werken ganz neue Klangfarben verlieh.



Die Podiumsteilnehmerinnen Pauline Schlouch und Isabell Thiele als Solistinnen im Konzert, Photo: NMB

Auch das Orchester darf bei venezianischer Musik brillieren. Immerhin kannten Vivaldi und Co. – die Concerti grossi waren nach Arcangelo Corelli längst *en vogue* – die Vorzüge korrespondierender Solostimmen von Streichern und Bläsern. So ließen

sich die Orchestermusiker von Massimo Raccanelli beflügeln, die typisch venezianische Lebendigkeit und Frische zu entfachen. Und: sie durften auch selbst solistisch auftreten, wie die Flötistinnen Pauline Schlouch und Isabell Thiele in Antonio Vivaldis *Concerto RV 532* (ursprünglich für Laute) – wunderbar!

Die Werke, die auf den Pulten des Podiums liegen, sind nicht selten in den Beständen der SLUB zu finden. Und auch Johann Adolph Hasses Kompositionen haben sich hier nicht »verirrt«: der Dresdner *Hofcompositur* aus Bergedorf war Chef jenes Orchesters, in dem Pisendel mitspielte. Hasse hatte einst Pietro Metastasios Libretto »*L'olimpiade*« vertont, wie auch Baldassare Galuppi, Antonio Caldara oder Antonio Vivaldi. Sopranistin Giulia Bolcato, die schon 2016 beim letzten Podium dabei gewesen war, bot eine Auswahl von *L'olimpiade*-Arien dar, und der Rezensent muß konstatieren: sie wurde von Mal zu Mal besser und besser! Nicht nur mit stimmlicher Vitalität konnte sie prunken, sondern mit einem Koloraturreichtum der Extraklasse, mit packendem Timbre in den tieferen Registerlagen und einer um so strahlenderen, atemberaubenden Höhe. Nicht nur das –

auch konzertant vermag Giulia Bolcato einen Furor zu entfachen! Der Arie »*Tu di me da me dividi*« (mit der Aristeas Licida erzürnt fragt, ob er sie verlassen will) in der Fassung von Baldassare Galuppi verlieh sie einen geradezu magischen Glanz – kein Wunder, daß das Werk selbst an Tagen, als es gar nicht geplant war, ins Programm »rutschte«. Ob Bolcatos Hymne in Dresden noch einmal zu hören sein wird (das wollen wir doch hoffen!)?

Was neben der Musik und dem »Pensum« aber auch erfreulich ist: das Podium ist keine Talentschmiede für »dressierte Nachwuchsstars«, sondern dient der Vermittlung und ist für Schüler gedacht, die bereits ein hohes Niveau auf ihrem Instrument erreicht haben. Am Landesgymnasium in Dresden zum Beispiel gibt es zahlreiche Aktivitäten, Projekte, Konzerte, Wettbewerbe. Für das Junge Musikpodium muß man sich daher nicht bewerben, man wird eingeladen, es ist also eine Auszeichnung. An den anderen europäischen Musikschulen, deren Schüler teilnehmen, ist das ähnlich. Der Vorteil: die jungen Leute sind vielseitig interessiert und ganz »normal«. Abends im Bus gab es also einen ganz anderen Austausch zwischen deutschen, französi-



Impressionen, Photos: JMP © Lina Margaretha Wagner

schen und italienischen Schülern: Popsongs und Rap via Smartphone. Und am Sonntagmittag, als sich im Ristorante nach dem Mittagessen ein Klavier fand, gab es eine spontane

Jazz-Session.

Sind Sie neugierig geworden? Wir haben unseren Besuch in drei unterhaltsamen Tagesberichten zusammengefaßt, die Sie auf unserer Internetseite finden.

Und wenn Sie das Junge Musikpodium kennenlernen wollen, haben Sie die bei den Konzerten im Herbst die Möglichkeit dazu.

Weitere Informationen unter:  
[www.junges-musikpodium.de/](http://www.junges-musikpodium.de/)

## Fragmente, Funde, Flucht

Claire-Louise Bennett »Teich«

Vielleicht hat die Autorin ihr Buch »Teich« genannt, weil er das Beständigste in ihrer Umgebung ist. Anlässlich des »großen Tages« – offenbar handelt es sich um ein Fest – wird er mit einem Schild markiert, auf dem »Teich« steht. Die Protagonistin scheint dieses Schild überflüssig zu finden wie auch das Fest – sie hält sich fern.

Sie hält sich aber auch fern von anderen, von Nachbarn und Gemeinschaft, und ihre nüchtern-distanzierten Beobachtungen erwecken gerade anfangs den Eindruck eines viel älteren Menschen, als es die Autorin ist. Vieles liest sich, als habe es jemand geschrieben, der schon manches abgeschlossen, hinter sich gelassen hat.

*Leseprobe*

*Bei meinem Einzug stand der halbe Garten schon in voller Blüte: Glyzinien, Fuchsien, Rosen, Gold-*

*regen und viele andere Büsche und Stauden, deren Namen ich nicht kenne. Viele sind wild und alle zahlreich vertreten. Meistens schien die Sonne, ich verbrachte viel Zeit draußen und lief den ganzen Tag zwischen Haus und Garten hin und her. Unzählige Arten von Bienen, Wespen, Schmetterlingen, Libellen und Vögeln – so viele Vögel! – brachten die Luft zum Brummen, alle hatten so viel zu tun. Alle: jeder Baum, jede Blume, jeder Vogel, jedes Insekt hatte zu tun. Morgens tänzelte ich durchs Haus, nahm das Steingut aus den Regalen und arrangierte es in launigen Stapeln auf den Fenstersimsen. Ich schnitt Pfirsiche klein und hackte Haselnüsse, breitete die Decke übers Bett und strich sie glatt, goss die Blumen, putzte Spiegel, fegte Böden, polierte Gläser, faltete Kleidung, wischte Schrankfächer aus, häutete Tomaten, hackte Frühlingszwiebeln.*

»Roman« steht auf dem Schutzumschlag, im Buch hat der Ver-

lag diese Bezeichnung weggelassen. Es sind wohl eher Beobachtungen und Erzählskizzen. Ob sie dem Erleben Claire-Louise Bennetts entsprechen oder erdacht sind, bleibt offen. Detailliert sind sie, erheben manches, was sonst übersehen wird, zum Objekt, oft wirken die Pastiches jedoch kühl, emotionslos. Ist die Erzählerin resigniert? Dann wieder, wenn die Bedienknöpfe ihrer Miniküche zerbröseln und die Schreiblerin an dem alten Gerät festzuhalten versucht, erinnert sie an den liebenswerten Anachronismus und den Bewahrungswillen eines Urs Widmer.

Der Garten vor dem Haus ist zentral und gehört mehr zum Leben der Erzählerin als Männer, die nur am Rande auftauchen, »ein Freund« sind. In ihrer Offenheit bekennt sie Angst und Begierde, welche Männer auslösen. Dann, später, taucht ein »er« oder »du« (in einem Brief) auf.

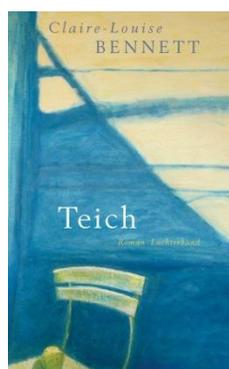
*Endet Gartenarbeit, wenn man sie einmal begonnen hat, unwei-*

gerlich in panischem Ziehen und Zerren? Vielleicht hasste ich die Pflanzen in Wirklichkeit, vielleicht war es vollkommen normal und menschlich, sie ausreißen zu wollen. [...] Ja, anscheinend setzte ich alles daran, das krause Laub loszuwerden, aber nach einer Weile wurde mir der Grund klar: Ich wollte einfach nur zum Erdreich vordringen, das ich sehr vermisste. Es war lückenlos bedeckt, und ich wollte zu gern alles beiseiteschieben und den Mutterboden sehen. Ich hatte genug von Blättern und Blumen, von Rascheln und Blühen und flüssigem Licht, alles konnte sich nun wirklich davonmachen. [...] Scheiß auf die Blätter, scheiß auf die Blumen!

Mit der Zeit und mit den Seiten wird klar, daß sich hier jemand versteckt, sich verbergen möchte. Offenbar gibt es sogar Gedanken oder Bilder, welche die Verfasserin ängstigen – sie nennt sie »Monster«. Immer wieder ergeben sich ebenso verstörende Bilder wie solche von poetischer Kraft. Und mittendrin bekennt sich die Autorin zu einem geradezu impressionistischen Schreiben: »[...] ich werde hier nichts mehr richtigstellen, denn ich wollte meine Eindrücke von den Ereignissen beschreiben, nicht die Ereignisse selbst.«

Ein Blatt wehte zum Fenster herein und landete auf dem Wasser direkt zwischen meinen Knien. Ich saß in der Badewanne und schaute hinaus. Das Fenster, ein perfektes Quadrat, hatte ich bis

zum Anschlag geöffnet, und weil die Unterkante sich auf einer Höhe mit dem Badewannenrand befand, brauchte ich mich weder vorzubeugen noch zurückzulehnen. Es war, als säße ich mitten in einem Nadelbaum, der in unsichtbare Höhen aufragt. Draußen war ein älteres Gewitter, das die Hügel nach wer weiß wie langer Zeit besuchte. Es zog seine Runden, um irgendwo anzukommen, kam aber nirgendwo an.



Claire-Louise Bennett »Teich«, Erzählskizzen und Beobachtungen (Roman), aus dem Englischen von Eva Bonné, Luchterhand, fester Einband, Schutzumschlag, 224 Seiten, 20,- €, auch als

e-Book (15,99 €)

## »Don Giovanni« im Dresdner Zentralwerk

Szenen 12 mit neuer Inszenierung

Vor zwei Jahren hatten Toni Burghard Friedrich (Regie) und Matthew Lynch (musikalische Leitung) das erste Opernprojekt im »Zentralwerk« herausgebracht, Puccinis »La bohème«. In diesem Sommer legten sie mit »Don Giovanni. Ein Fest« nach.

### ZUM STÜCK

Ist Don Giovanni bzw. Don Juan nun Schwerenöter, Charmeur, Hochstapler oder »Seelsorger«? Ein Casanova? Librettist Lorenzo Da Ponte soll mit dem veneziani-

schen Abenteurer und Schriftsteller befreundet gewesen sein, angeblich habe Casanova sogar Textpassagen zum »Don Giovanni« beigesteuert.

Wie dem auch sei – in einem hat Don Giovanni wohl übertrieben: als er Donna Anna erobern (oder verführen) will, kommt es zum Duell mit deren Vater, dem Komtur. Der Komtur fällt, Don Giovanni macht weiter wie bisher – ein *Bonvivant*? Als der tote Komtur zurückkehrt, verhöhnt ihn Don Giovanni und verschwindet – von der Erde verschlungen.

### DIE INSZENIERUNG

Im ehemaligen Karl-Herrmann-Saal gibt es zwar eine Bühne, aber keinen Orchestergraben, doch der Raum hat die Szene 12 als Ganzes gereizt. Gespielt wird überall, das Publikum verteilt sich um die Mittelfläche, ein kleines Orchester (Kammerbearbeitung und Leitung: Matthew Lynch) sitzt seitlich. Toni Burghard Friedrich, René Fußholler (Bühne), Antonia Kamp (Kostüme) und ihr Team haben das Stück in diese Umgebung eingepaßt, eine Bar (wo auch Besucher sitzen können) dient als Treffpunkt und szenischer Fokus, ein paar Stühle, eine Fläche in der Mitte – alles ist auf die Aktion ausgerichtet, auf Spontaneität, weniger auf Effekt. Der historische Stoff ist verlegt ins Jetzt – man bedroht sich nicht mit Stilleten, sondern protzt mit Pistolen, und wenn Donna Elvira geht, rauscht sie mit dem Rollenkoffer ab. Am Ende versinkt nicht Don

# »Don Giovanni« / Odafe Atogun

Giovanni in der Erde sondern die Bühne wird mit Flitter beregnet...



Gespielt wird im ganzen Raum: »Don Giovanni« im »Zentralwerk«, Photo: Szene 12, © René Fußhüller

Gesungen wurde übrigens auf deutsch, bis auf Don Giovanni's Arie »Deh, vieni alla finestra«. Außerdem »hatte« Don Giovanni bei Toni Burghard Friedrich in Deutschland die meisten Frauen-tausendunddrei. (Bei Da Ponte und in der Übersetzung von Friedrich Rochlitz waren es nur »zweihundert im kälteren Deutschland«, tausendunddrei dagegen in Spanien.) Die Champagnerarie singt Don Giovanni auf der Theke stehend – die für Champagner aber nicht mondän genug ist.

Doch das im Titel angekündigte »Fest« bezog sich auf mehr, das Inszenierungsteam wollte verschiedene Disziplinen vereinen, nicht nur Theater und Musik, sondern auch Tanz und Projek-

tion.

## DIE AUFFÜHRUNG

Die Frische darf man der Produktion getrost attestieren, was einerseits am ausgefüllten Aktionsraum (bis auf die Galerie), andererseits an den Sängern lag. Gerade die waren mit Sheldon Baxter (Don Giovanni), der Gast und Solist an der Semperoper ist, Meinhard Möbius (Leporello) oder Julia Pietrusewicz (Donna Elvira) wirklich stark besetzt, auch andere Sänger wie Jonas Finger (Don Ottavio) sind auf der Bühne längst etabliert, Timo Hannig gab einen »handfesten« Komtur, dem man es abnahm, der »Einhaltgebieter« zu sein.



Ambivalenz: Während die Stimmung auf dem Fest eskaliert (Hintergrund), bezeugen die Tänzer sinnliche Verbundenheit, Photo: Szene 12, © René Fußhüller

Statt das Stück in eine andere Szene zu ziehen und auf Technik (Mikrophone) zu setzen, blieben so die wesentlichen Elemente, Gesang und Schauspiel, erhalten. Passend dazu die Verbindung zum Tanz (Cecilia Lerg und Alexei C. Berbarn): die beiden Tänzer

ergänzten das Stück, leiteten zur Pause über und beendeten diese (mit Begleitung von einer Solo-Flöte, was an die bedrängte Syrinx erinnern konnte), ohne auf die sonst manchmal erlebte aufdringliche Affektiertheit »gedoppelter« Rollen oder ähnliches zu verfallen. Was sich einzig nicht fügte, waren die Videos auf Bildschirmen – hier ergab sich der Bezug zum Stück nicht, so daß es nicht mehr als visuelle Effekte waren.

Musikalisch gelungen, szenisch reizvoll, nicht zuletzt, weil es von jedem Sitzplatz mehrere Punkte im Raum gab, die beobachtet werden konnten, ließ das Projekt Mozart bei Mozart. So kann neues Publikum gefunden werden – Fortsetzung gewünscht!

## Tradition und Leben

Odafe Atogun »Das Geheimnis des Glücks«

Der in Nigeria geborene Odafe Atogun wurde für seinen Debütroman »Tadunos Lied« (2017, Arche Verlag) von manchen Kritikern sogleich mit George Orwell und Franz Kafka verglichen. Schon damals setzte sich Atogun mit Machtmißbrauch, Exil, den Konflikten zwischen Individuen und Gesellschaft auseinander. Wie weit ist man bereit, Kompromisse einzugehen, um ein Ziel zu erreichen oder einen Menschen zu schützen, wie weit ist es möglich, Freiheit, Moral oder persönliche Werte zu verteidigen? Auch das neue Buch des Autors kreist um diese The-

men.

Ese, die junge und schöne Mutter von Noah, hat kürzlich ihren Mann verloren. Sie lebt in einem afrikanischen Dorf, das von einem Häuptling und Hohepriestern regiert wird. Während der Häuptling als Oberhaupt anordnet, was getan werden muß, formulieren die Hohepriester die Gesetze und fungieren außerdem als Richter. Doch viele ihrer Gesetze basieren auf etwas, was »die Tradition verlangt«.

*Leseprobe*

*In der Blütezeit unseres Dorfes mietete ich auf der Main Street einen Stand, an dem ich Gemüse verkaufte. Dazu hatte mich Tanto, mein Mann, ermutigt. Er war ein wichtiger Gemüsebauer, und er sorgte dafür, dass ich ausreichend Ware hatte, um die Nachfrage der Kaufleute zu befriedigen. Mit der Zeit und der stetigen Zunahme an Bestellungen wuchs in mir der Wunsch, einen zweiten Stand zu erwerben. Eine Woche beschäftigte mich die Aussicht darauf intensiv, aber dann, kurz nach meinem vierundzwanzigsten Geburtstag und wenige Monate vor dem siebten Geburtstag von Noah, unserem einzigen Sohn, starb mein Mann.*

Ese und Tanto wurden von ihren Familien verstoßen, weil sie aus Liebe geheiratet haben und – wenn auch nicht mit großem Eifer, sondern eher fragend – dem Glauben eines christlichen Missionars gefolgt waren. Doch ihr Leben war erfüllt von Liebe und Erfolg. Tanto baute Gemüse an,

welches Ese auf dem Markt verkaufte. Beide waren dabei so geschickt, daß mit ihnen der Markt und das Dorf erblühten. Doch als Tanto von einem Baumast erschlagen wird, kann Ese nicht mehr arbeiten. Nach und nach scheinen sich alle und alles gegen sie zu wenden, auch der Häuptling. Er wollte sie schon immer heiraten, doch das lehnt Ese ab, früher wie jetzt. Ein Gesetz der Hohepriester verlangt allerdings, daß eine Witwe binnen eines halben Jahres wieder heiraten muß. Anderenfalls verliert sie das Sorgerecht für ihr Kind...

*Wir gingen schnell fort, von den anderen durch eine Staubmauer getrennt. Als wir nach Hause kamen, sah ich auf dem Kalender im Wohnzimmer nach, auf dem die Daten mit Holzkohle markiert waren, und stellte fest, dass Tanto seit fünf Monaten und zwei Wochen tot war. Ich hatte noch zwei Wochen, um gemäß dem Gesetz zu handeln, und wenn nicht, würde mein Sohn in die Obhut von Jaja, seinem ältesten Onkel väterlicherseits, gegeben.*

»Das Geheimnis des Glücks« scheint aus der afrikanischen Erzähltradition gewachsen zu sein. Es knüpft Geschehnisse aneinander, immer neue Episoden, die sich einzeln teilweise wie einfache, moralische Geschichten für Kinder lesen. Über den langen und ereignisreichen Lebensweg Eses mag mancher daher Ambivalenz und Unwägbarkeit vermissen wie in einem Roman Pao-

lo Coelho. Esoterisch allerdings wird Odafe Atogun nicht. Dafür folgt er geradlinig einem Erzählstrang, geradlinig wie seine Heldin Ese, die sich nicht schrecken und abhalten läßt, etwas zu versuchen, die Welt ein klein wenig besser zu machen, und sei es nur in ihrem Dorf und für ein paar Waisenkinder...

*An dem vielen Staub in der Luft konnte man sehen, dass sich das ganze Dorf beim Palast versammelt hatte. Eine Weile sprachen alle auf einmal. Die Sonne brannte auf uns nieder, während wir darauf warteten, dass der Häuptling erschien. Als er endlich herauskam, war er allein, ohne seine Leibwächter.*



Odafe Atogun  
»Das Geheimnis des Glücks«, Roman, aus dem Englischen von Susanne Höbel, Arche Verlag, fester Einband, Schutzumschlag, 272 Seiten, 22,- €, auch als e-Book (17,99)

## Pianomania

Über 88 Tasten hinaus

Auch in der Sommerpause haben wir einige Klavierkonzerte besuchen können – und eines nicht.

Die Abwesenheit einer Person kann inspirierend sein: Heinrich Vogeler malte 1905 sein Bild »Konzert« mit einem freien Platz – dort hätte der Dichter Rainer Maria Rilke sitzen sollen, Peter

Hacks ließ das Ehepaar von Stein fünf Akte lang über den abwesenden Johann Wolfgang von Goethe parlieren und Samuel Becketts »Warten auf Godot« ist bis heute unübertroffen. Die Abwesenheit eines Objektes dagegen *kann* wohltuend sein (wenn man nicht erreichbar ist, weil das Handy zu Hause auf dem Küchentisch liegt), ist meist aber vor allem eines – unpraktisch. Ein Klavierkonzert ohne Dichter ist zumindest vorstellbar, ein Klavierabend ohne Flügel schlicht nicht möglich.

Mozart, Debussy und Beethoven hatte Peter Rösel im Juli auf dem Rittergut Limbach (bei Wilsdruff) spielen wollen, als er – wie das zahlreich angereiste Publikum – vor dem Saal stand, dem etwas Entscheidendes fehlte: das Instrument. Das war zwar bestellt, kam aber nicht an, ein Ersatz so kurzfristig nicht zu beschaffen. Immerhin hatten die Besucher damit die Möglichkeit, mit dem Pianisten ins Gespräch zu kommen.

Zwei sichere Wege, den Flügel nicht zu entbehren, sind, bei einem Veranstalter aufzutreten, der idealerweise ein eigenes Instrument hat und keines mieten muß, oder es selbst mitzubringen.

Von Mai bis September hat das Pianoforte Fest Meißen stattgefunden. Zum Abschlußkonzert war der französische Pianist Michel Dalberto angereist. Er hat unter anderem mit einer Schubert-Gesamtaufnahme auf sich

aufmerksam gemacht und ist weltweit ein gefragter Solist (zwei Tage später war er im Konzerthaus am Gendarmenmarkt zu erleben). Nach Meißen hatte er ein Programm mitgebracht, welches derzeit im Mittelpunkt seiner Arbeit steht: *Prélude, Choral et Fugue* von Cesar Franck, *Images* von Claude Debussy, sowie ein *Impromptu* und zwei *Nocturne* Gabriel Faurés und »*Gaspard de la Nuit*« von Maurice Ravel konnten mit irisierenden Farben ebenso beeindrucken wie mit struktureller Spannung. Wann kann man die französische Musik schon einmal so konzentriert an einem ganzen Abend erleben?

Den anderen Weg, den Flügel nicht zu entbehren, beschritt Andrés Schiff: er brachte den eigenen mit ins Konzerthaus Berlin – ein Hammerklavier von Franz Brodmann (Wien), ca. 1820 gebaut – so ein Instrument »steht« nicht einfach auf Beinen, sondern ruht majätetisch auf kleinen Säulen. Etwas »dünner« oder »kleiner« als ein moderner Flügel ist der Ton, aber warm temperiert und nuancenreich. Mittels vier Pedalen läßt sich dieser Klang verfeinern, dämpfen, verschieben, schattieren – Sir Andrés Schiff ist ein Meister darin, feinste Unterschiede zu schaffen, an der Schwelle des Wahrnehmbaren die Stimmung hierhin oder dahin zu wenden.

Schubert stand auf dem Programm, die Sonaten a-Moll-(D 845), D-Dur (D 850) und G-Dur

(D 894) eröffneten ganz neue Erfahrungen und vertieften sie sogleich, nicht allein, weil der Pianist mit wienerischem Charme (*Scherzo* aus D 850) und swingend (*Molto moderato e cantabile* aus D 894) seine Zuhörer verblüffte.



Ausführliche Berichte zu beiden Konzerten finden Sie auf unserer Internetseite. Dort gibt es auch mehr vom CD-Markt: Im September bereits haben wir Clement Lefebvres Aufnahme mit Stücken Jean-Philippe Rameaus und François Couperins vorgestellt (evidence). Im Oktober wird ihm »*Dialogue*« (audite) von Andrea Lucchesini folgen. Er hat in seiner hochinteressanten Aufnahme zwei Paarungen herausgestellt: den Sonaten Domenico Scarlattis stellt er die sechs »*Encores*« Luciano Berios gegenüber, Franz Schuberts »*Moments Musicaux*« sind Jörg Widmans geniale Reminiszenzen an Franz Schubert beigefügt. Und damit nicht genug: Die nächsten Klavierabende werden mit Spannung erwartet. Am 4. November gastiert erneut Grigory Sokolov im Gewandhaus zu Leipzig, wenige Tage später, am 12. November, ist Igor Levit im Dresdner Kulturpalast zu erleben.

# Veneto

(Asolo, via Foresto Vecchio  
»Besucher« im *Caffe Centrale* / Auswahl)



Photos: NMB

# Johann Gottfried Herder (Übertragung)

(1744 bis 1803)

aus: »Salomos hohes Lied«

Er küsse mich

Mit seines Mundes Küssen :

Denn deine Lieb' ist lieblicher, denn Wein.

Wie deiner süßen Salben Duft,

So ist zerfliessender Balsam

Dein Name :

Darum lieben die Jungfrau'n dich.

\*\*\*

O sage mir,

Den meine Seele liebt :

Wo weidest du ?

Wo lagerst du

Am Mittag ? –

Daß ich nicht, wie eine Verhüllete, geh

Zu Heerden deiner Gespielen.

*gefunden in: Johann Gottfried Herder »Lieder der Liebe. Die ältesten und schönsten aus Morgenlande. Nebst vier und vierzig alten Minneliedern«, Weygandsche Buchhandlung, Leipzig, 1778*

## Joseph, der schwarze Mozart

Jan Jacobs Mulder

Joseph Boulogne (auch Bologne, 1745 bis 1799), Chevalier de Saint-Georges, war eine der schillerndsten Figuren im Paris des 18. Jahrhunderts. Abenteurer, Frauenheld, Reiter, Fechter – Komponist. Er war auf der Höhe der Zeit, der Aufklärung verpflichtet und unter Musikern und Komponisten anerkannt. Und: er war schwarz. Seine kompositorische Brillanz und seine Hautfarbe haben ihm dem Beinamen »der schwarze Mozart« eingebracht. Doch heute – bisher – ist er beinahe vergessen.

Auf Guadeloupe als Sohn eines französischen Kolonisten, eines adeligen Kaufmanns, und einer befreiten senegalesischen Sklavin aufgewachsen, kommt Joseph als Kind schon nach Frankreich, ins prächtige, aufgeklärte, frivole, stinkende Paris. Hier erhält er die Ausbildung eines Gentleman, was ihm sein Vater ermöglicht, und ihm schließlich den Titel eines Chevaliers einbringt. Den oben genannten Beinamen erhielt er dagegen erst durch die Nachwelt, der Vergleich mit Mozart verrät immerhin eine große Anerkennung. Boulogne wird ein hervorragender Fechter und Geigenvirtuose, lernt François Joseph Gossec und Antoine Forqueray kennen, Carl Stamitz widmet ihm ein Violinkonzert, Gossec übrigens auch.

*Leseprobe*

*Aber an nichts, aber auch gar*

*nichts ist zu hören, dass ich schwarz bin! Selbst der aufmerksamste Zuhörer kann an keiner einzigen Stelle erahnen, dass ich das Kind einer wunderbaren Senegalesin bin, die den ganzen Tag mit klarster Stimme vor sich hin trällerte. Dass mich in den ersten zehn Jahren meines Lebens der Passat umwehte und die überwältigende Natur den Rhythmus meiner Tage bestimmte. Und auch nicht, dass ich all die Dinge getan habe, die verwöhnte Jungs in den Tropen eigentlich nicht tun dürfen. Nichts davon ist meiner Musik anzuhören!*

Der Chevalier wird eine Person der Gesellschaft, begleitet Ämter, erweckt aber auch Neider. Seine Hautfarbe wird ihm hinderlich, als er zum Operndirektor ernannt werden soll – was scheitert. Ein Attentat auf ihn, bei dem er seine vier Angreifer abwehrt, ist verbürgt, Historiker halten es für möglich, daß der Auftrag dafür von hoher, wenn nicht höchster Stelle kam.

*»Kein Vibrato, mein Herr! Kein Vibrato! Präzision, bitte! Camouflieren Sie Ihr unsauberes Spiel nicht mit diesem Gezitter!« Mein Bogenstrich und mein Fingersatz wurden konsequent in Angriff genommen, und bald begriff ich, dass mein Spiel durch Leclairs Lektionen gewaltig an Freiheit gewann.*

Die Werke Saint-Georges werden heute nur selten gespielt, er ist ebenso vergessen wie George Bridgetower – vielleicht wird es

sich aber ändern? Gerade sind wir in einer Phase, in der die »Komponisten der zweiten Reihe« als manchmal gar nicht so zweitrangig wiederentdeckt werden. Joseph Boulognes Lehrer François-Joseph Gossec zum Beispiel kann man heute wieder fast täglich im Radio hören.

*Um meine Kondition zu erhalten, ging ich regelmäßig in Marcel Dugasts Manège. Wir ritten durch die Tuileries, wobei ich versuchte, rücklings auf dem Pferd zu sitzen oder aus dem Damensitz links und rechts den Boden mit beiden Beinen zu berühren und wieder zurück in den Sattel zu springen. Oder ich stellte mich auf den Pferderücken und probierte, das eine Weile durchzuhalten.*

Doch üppig sind weder die vorliegenden Einspielungen seiner Kompositionen noch die gesicherten Quellen über sein Leben. Jan Jacobs Mulder verknüpft die überlieferten Daten aus dem Leben Joseph Boulognes und schmückt sie aus, läßt das Zeitgeschehen einfließen. Wir treffen auf Denis Diderot in einem freizügigen Salon und nehmen an zahlreichen Abenteuern des Chevaliers teil. Der Autor geht mit den Fakten dabei recht freizügig um. So starb sein Held vermutlich an einer nicht behandelten Blasenentzündung und nicht – wie im Buch – an einer Blutvergiftung eines infizierten Beines. Daß Jan Jacobs Mulder die Fiktion freizügig nutzt, um seinem Werk Schwung und Far-

be zu verleihen, mag man ihm aber zugestehen, immerhin ist es ein Roman, kein Sachbuch. Und der »geänderte Todesfall« eröffnet zum Beispiel die Erzählperspektive des zurückgezogenen Menschen, der – wie Casanova – sein Leben Revue passieren läßt. Der an Musik interessierte Leser möge also selbst nachforschen und das eine oder andere Detail prüfen.



*Jan Jacobs Mulder  
»Joseph, der schwarze Mozart«, aus dem Niederländischen von Ulrich Faure, Roman, Unionsverlag, fester Einband, Schutzumschlag, Lesebändchen, 320 Seiten, 22,- €,*

*auch als e-Book (18,99 €)*

## Verley uns Frieden

### Heinrich Schütz Musikfest

Auf den runden Jahrgang – immerhin 20 Jahre – weisen weder das Programm noch die Internetseite oder die Plakate des Heinrich Schütz Musikfestes hin. Heinrich Schütz und die Gäste des Musikfestes stehen eben im Mittelpunkt und werden zwischen dem 5. und 14. Oktober erneut für viele Anknüpfungspunkte, Begegnungsmöglichkeiten, neue Erfahrungen, Diskussionen und – himmlische Musik sorgen.

Aufmerksam macht das Programmheft durchaus, zum Beispiel mit der alten, lutherischen Schreibweise »Verley uns frie-

den«. Der Wunsch, der Hilferuf, das Gebet ist nicht erst in unseren Tagen entstanden oder immanent geworden – wir gedenken nicht nur des Endes des Ersten Weltkrieges 1918. Beginn und Ende des Dreißigjährigen Krieges (1618 bis 1648) sind ebenfalls in das Gedenken eingeschlossen – eines Krieges, der das Leben von Heinrich Schütz und seinen Zeitgenossen bestimmt hat. Wenn man bedenkt, daß noch die nachfolgende, die »Nachkriegsgeneration« jeweils geprägt ist, gab es damals also viele Menschen, die Frieden gar nicht kannten – eigentlich kann man sich das kaum vorstellen. Und es macht die Schirmherrschaft der Bundesverteidigungsministerin sinnvoll – ungewöhnlich, aber konsequent. Immerhin gehört auch das Militärgeschichte Museum Dresden wieder zu den Aufführungsorten. Für Dr. Ursula von der Leyen wären nicht nur die Veranstaltungen hier ein Gewinn.

In Bad Köstritz, Dresden, Gera, Lützen, Weißenfels und Zeitz können auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, mit Gewinn Konzerten, Diskussionen und anderen Anlässen folgen. Insgesamt stehen 42 verschiedene Veranstaltungen auf dem Programm. Für dieses Jahr konnte Dorothee Miels als Residenzkünstlerin gewonnen werden, die an gleich fünf Konzerten in Bad Köstritz, Weißenfels, Zeitz und Dresden maßgebend mitwirken wird. Freuen dürfen wir uns außerdem auf Gäste wie das Johann Rosen-

müller Ensemble, die Hamburger Ratsmusik, die Tänzerin Mareike Greb oder den Organisten Johannes Krahl.



Werden besondere Akzente setzen: Hans-Christoph Rademann, erster Träger des Internationalen Heinrich-Schütz-Preises (links, Photo: Martin Förster) und Dorothee Miels, Artist in Residence (rechts, Photo: Harald Hoffmann)

Ein besonderer Termin wird für Verehrer der Musik Heinrich Schütz' der 14. Oktober in der Dresdner Annenkirche sein. Denn dann findet nicht nur das Abschlußkonzert mit dem Dresdner Kammerchor und Solisten statt, Hans-Christoph Rademann, der Gründer und Leiter des Chores, bekommt dann den erstmalig ausgelobten Internationalen Heinrich-Schütz-Preis verliehen. Es ist ein Ehrenpreis, der von nun an Personen verliehen werden soll, welche sich durch »herausragende künstlerische Leistungen in der Vermittlung und Verbreitung der Musik von Heinrich Schütz und seiner Zeit« sowie durch »herausragendes Engagement in deren Bewahrung und Förderung«, so der veranstaltende Mitteldeutsche Barockmusik in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen e. V.

Letztlich konnte die Wahl nicht überraschen, als sie im Septem-

ber bekanntgegeben wurde, bedenkt man Rademanns jahrelanges und von Herzen kommendes Engagement. Davon zeugen nicht nur eine gerade abgeschlossene Gesamteinspielung der Werke Heinrich Schütz', sondern – nicht nur nebenbei – die »nachgezogenen« Dirigenten und Sänger, welche aus der bisherigen Arbeit Rademanns hervorgegangen sind. Mit Isabell Schicketanz, Felix Schwandtke oder Olaf Katzer sind einige von ihnen auch beim Heinrich Schütz Musikfest wieder zu erleben.

*Die Neuen (musikalischen) Blätter werden wieder einige der Dresdner Konzerte besuchen. Tagesaktuelle Berichte finden Sie demnächst auf unserer Internetseite sowie einen Rückblick im nächsten Heft (31 / Januar).*

## Don Ottos wunderbarer Plattenladen

Mauricio Botero

Wer bitte ist Don Otto? Der Inhaber eines Plattengeschäftes? Und wer kauft bzw. verkauft denn heute noch so etwas – Schallplatten?

Der Schallplatte, dem Relikt aus vergangener Zeit, haftet etwas Wunderbares, Zauberes an. Nicht ohne Grund kehrt sie, trotz (oder gerade wegen) Downloads und Streamingdiensten wieder. Allerdings verkauft Don Otto trotzdem meist CDs statt Schallplatten. Wichtiger ist ohnehin die Musik – Vivaldi, Prokofjew, Mozart, aber auch »Adagio und Lumen«, »Die Klaviersonate Nr. 31« und »Die siebente Sympho-

nie in A-Dur« sind die Themen, zu denen Don Otto seine Gedanken festhält, mitteilt, Sätze formuliert – geistreich, witzig und manchmal ziemlich giftig!

*In einer Welt aus Wasser, wer merkt da schon, wenn der Schwertfisch weint?*

Ein Buch für Musikfreunde und solche, die es werden könnten – die ausführliche Besprechung gibt es demnächst auf unserer Internetseite.



Mauricio Botero  
»Don Ottos wunderbarer Plattenladen«, Roman, aus dem Spanischen von Peter Kultzen, Unionsverlag, fester Leineneinband mit Farbdruck, 192 Seiten, 18,- €, auch als e-Book (9,99 €)

## Letzte Worte

Untertitel

Na vielen Dank, meine lieben Kollegen, daß Ihr mir soviel Platz gelassen habt. Es ist einfach das Letzte, für letzte Worte nur ein paar kümmerliche Zeilen zu haben!!! Dabei gäbe es so einiges zu erzählen, auch aus der Redak-

tion! Ich denke nur an einen der Sitzungsabende – der erste Kürbis lag da und ich habe die ewigen Zucchiniaufläufe und -suppen satt! – einen Kürbisbrotaufstrich kreierte und ihn mit Holunderblüten verfeinert – da durfte ich mir aber etwas anhören! Ob ich seine [Paul Bokühß', Anmerkung der Redaktion] Gartentheorie nicht kannte, wurde ich gefragt, ob ich nicht wüßte, was Harmonie wäre [es war Paolo Giovanni Paukenwirbel, der das fragte, weitere Anmerkung der Redaktion], wollte der nächste wissen, und dabei haben sie meine Erfindung nicht einmal probiert – so etwas voreingenommenes! Und solche Leute wollen Kompositionen oder Bücher empfehlen!!!

*Es wäre weniger unterhaltsam und erfrischend, wenn wir Nelli Pohl nicht hätten, daher werden wir versuchen, ihr das nächste Mal mehr Platz einzuräumen [abschließende Ergänzung der Redaktion].*

*Lesen Sie vom Ende der Winterzeit und von unseren jüngsten Theater- und Opernbesuchen in Heft 31 (Januar 2019).*

## Impressum

Neue (musikalische) Blätter, Ausgabe 30 (Oktober 2018)

Herausgeber:

Dr. Wolfram Quellmalz

gegründet:

2007

Erscheinen:

vierteljährlich

Redaktionsschluß dieser Ausgabe:

30. September 2018

Kontakt:

Redaktion-NMB@web.de  
NelliPohl@yahoo.de

Druck (Hefte):

www.grafik-plus-dresden.de

Internet:

www.neuemusikalischeblaetter.wordpress.com

Auf unserer Internetseite finden Sie die aktuellen Hefte als pdf-Datei sowie regelmäßig neue Rezensionen.

